



Reisen

im

Westen von Africa.

(Aus dem Ethnographischen Archiv besonders abgedruckt.)

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.
1822.

Reisen
im
Westen von Africa.

Vorwort.

Wir liefern hier den Lesern zwei Reisen, die, abgesehen von dem Interesse, welches sie durch sich selbst gewähren, besonders dazu dienen werden, Nachrichten über dieselben Gegenden, die in den letzten Jahren kund wurden, theils zu bestätigen, theils zu berichtigen. Die erste enthält die Geschichte des Schiffbruchs und der Gefangenschaft des Herrn Cochelet an der Küste der Barbarei, dessen Bericht vor Kurzem in Paris erschien *). Der Verfasser, ehemaliger Generalzahlmeister bei der Französischen Armee in Spanien, hatte, da er keine neue Anstellung unter der königlichen Regierung zu erlangen vermochte, eine Reise nach Brasilien gemacht und sich in Colonisationsangelegenheiten eingelassen, weßhalb er zuvörderst wieder eine Reise nach Frankreich machte. Auf seiner Rückfahrt nach Brasilien litt er nun Schiffbruch an der Nordwestküste von Africa und gerieth in die Gefangenschaft der Mauren, die schon so viele unglückliche Reisende gequält haben, und wohl noch lange quälen werden. Solche Berichte von Schiffbrüchen an eben dieser Küste, und von Gefangenschaften bei eben

*) Naufrage du Brick français la Sophie, par Charles Cochelet. Paris 1821.

diesen Menschen sind den Freunden der Länder- und Völkerkunde in den letzten Jahren mehrern bekannt worden, und wir haben dazu beigetragen, sie dem Deutschen Publicum mitzutheilen. Zuerst die Geschichte des Americanischen Matrosen, Robert Adams *); dann der Schiffbruch des Schiffes Oswego, von J. Poddock **), und James Rileys ***) Schicksale und Abenteuer. Alle diese Nachrichten erhalten durch die des Herrn Cochelet Zusätze oder Berichtigungen, besonders die von Riley, da Cochelet von eben dem Sydi Hamet, der dort erwähnt ist, gekauft und nach Ouadney gebracht wurde. Das Werk des Herrn Cochelet hat, wie nicht zu leugnen ist, einen größern wissenschaftlichen Werth, weil der Verfasser unterrichteter war, und genauer zu beobachten wußte.

Der zweite hier gelieferte Reisebericht ist als eine Fortsetzung zu der Geschichte der Brittischen Gesandtschaft an den König von Ashantee, von Bowdich †) zu betrachten, und wird gewiß den Freunden der Länder- und Völkerkunde höchst willkommen seyn.

---

*) In den Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur, Bd. 8, S. 221. u. w. und in einer besondern Uebersetzung im vierten Bande der von uns herausgegebenen Neuen Reisen der Engländer. Jena 1817.

**) In den Miscellen ꝛc. Bd. 18, S. 226. u. w.

***) Jena 1818.

†) Im Ethnographischen Archiv, Bd. VI. Jena in der Bran-schen Buchhandlung, 1819.

Wanderung durch die Wüste Sahara. Vom Herrn Cochelet.

Abfahrt von Nantes. Schiffbruch an der Küste der Barbarei.

Den 14. Mai schiffte ich mich an der Mündung der Loire bei Paimboeuf auf der Brigg Sophie ein. Unsre Reisegesellschaft bestand außer dem Capitän, Hrn. Scheult, aus dem zweiten Capitän, Hrn. Souza, dem Lieutenant Chalumeau, dem Schiffskoch Attimont, sechs Matrosen und drei Passagieren, zusammen dreizehn Personen. Unter den Letzten befand sich außer mir ein Portugiesischer Geistlicher, Hr. Meria, der nach einem langen Aufenthalt in Frankreich nach Brasilien zurückkehren wollte. Ein günstiger Wind trieb uns in wenig Tagen bis in die Breite von Madeira. Doch konnten wir kein Land entdecken, und waren daher wegen unseres

Längengrades um so mehr in Ungewißheit, da in den letzten Tagen beständig ein frischer Westwind geweht hatte. Wir fuhren also östlich vor Madeira vorbei, ohne die Insel erblickt zu haben. Den 27. befanden wir uns nach genauen Beobachtungen in der Breite der Canarischen Inseln, ohne jedoch Land erblicken zu können. Die zwei folgenden Tage hatten wir bei unruhiger See und nur sehr schwachem Winde noch immer kein Land im Angesicht, obgleich die Berechnungen des Capitän Scheult und der übrigen Officiere darin zusammenstimmten, daß wir auf die große Canarische Insel zusteuerten.

Unsre Besorgnisse wurden sehr rege, als plötzlich den 29. Abends ein Matrose Land entdeckte. Es zeigte sich ungefähr acht Stunden *) östlich, und wir hielten es alle für die Insel Lancerotte, da es mit der auf den Seecharten gegebenen Abbildung dieser Insel sehr viel Aehnlichkeit hatte.

Wir nahmen nun einen Lauf, der uns, meiner Beurtheitheilung nach, mitten in der Nacht zwischen die Canarischen Inseln führen mußte, und ich war über diese Bemerkung nicht wenig beunruhigt. Wir hätten, unter diesen Umständen in hoher See bleiben sollen, und mit Recht trifft den Capitän in dieser Hinsicht ein Vorwurf; allein er stand in der festen Ueberzeugung, das bemerkte Land sei Lancerotte, und betrachtete also einen solchen Aufenthalt als unnützen Zeitverlust. Diese Nacht, welche sich mit einer fürchterlichen Catastrophe endigen sollte, schien mir eine Ewigkeit zu währen. Mit Ungeduld er-

*) Unter Stunden werden allemal Französische Lieues verstanden.
A. d. U.

wartete ich den Anbruch des Tags, und mit ihm den Anblick einer von Klippen starrenden Küste. Mehreremal war ich im Begriff, den Capitän inständig zu bitten, sich vom Ufer entfernt zu halten, allein die falsche Scham, mehr Zaghaftigkeit als Andre zu verrathen, hielt mich davon zurück.

Es war vierzig Minuten über drei Uhr Morgens, und noch eine Stunde bis zu Tagesanbruch, als das Schiff mit fürchterlichem Krachen auf eine Klippe lief. Die ganze Mannschaft gerieth in Aufruhr; vom Verdeck ertönte das Geschrei: „die Segel eingezogen! die Schaluppe ins Meer!" Das Schiff wurde von dem heftigen Nordwind zu wiederholten Malen über Felsenriffe getrieben, und erlitt jedesmal einen Stoß, der es in allen Fugen erschütterte. Noch konnte das Land, wegen des dichten Nebels, der uns umgab, nicht deutlich unterschieden werden, obgleich die schwache Dämmerung es uns schon einigermaßen erkennen ließ. Endlich strandete das Schiff so, daß es keine andere Bewegung mehr hatte, als die ihm das unruhige Meer mittheilte. Sogleich wurden die Segel eingezogen, das Boot ausgesezt und mit vereinten Kräften ein Anker weit in nordwestlicher Richtung ausgeworfen; vergebens, unser Unglück war entschieden, und der kommende Tag zeigte es uns in seinem ganzen Umfange. Ein weites Sandmeer dehnte sich vor uns aus; nicht zwischen den Canarischen Inseln, wie wir meinten, sondern an der unwirthlichen Küste der Barbarei waren wir gestrandet.

Vergebens würde ich mich bemühen, den Schmerz, der sich bei dieser Entdeckung unsrer Aller bemächtigte, zu beschreiben. Doch unsre Lage gestattete keine eitele Betrachtungen.

Unser Schiff drohte jeden Augenblick, unter dem gewaltigen Andrang der Wogen zu bersten. Traurig wandten wir unsre Blicke von der uns zunächst umgebenden Schreckensscene nach dem vor uns liegenden öden Festlande. Nirgends eine menschliche Wohnung; nirgends eine Spur von Vegetation oder Cultur.

Eine Stunde mochten wir so zugebracht haben, als wir plötzlich in der Ferne einen schwarzen sich bewegenden Punct mitten in dem weißen Sandmeere erblickten. Bald unterschieden wir deutlich ein nacktes menschliches Wesen, das dem Strande zueilte, und uns durch Zeichen zu ermuntern schien, ans Land zu kommen. Obgleich wir nach den angestellten Beobachtungen wußten, daß wir nicht an dem wildesten Theile der Barbareskenküste, sondern nördlich vom Cap Bojador gestrandet seyn mußten, so geriethen wir doch bei dem Anblick dieses scheuslichen Geschöpfs in neue Besorgniß. Der Wilde lief am Ufer hin und her und schien sich über die zu erwartende Beute nicht wenig zu freuen. Bald sahen wir mehrere ähnliche Menschen mit Weibern und Kindern von den Sandhügeln herab dem Ufer zulaufen. Die Letztern waren nicht ganz nackend, sondern mit einigen Lumpen bedeckt. Wir Alle, der Muthigste wie der Feigste, fingen an zu zagen. Es blieb uns indessen keine Wahl übrig, wir mußten die nähere Bekanntschaft dieser Menschen machen, so wenig einladend dieß auch schien. Lieutenant Chalumeauer bot sich an, es zuerst zu versuchen, und wurde zu diesem Ende mit drei Matrosen in die Schaluppe gesetzt, die vorher angebunden worden war, um sie alsbald zurückziehen zu können, wenn man es für nöthig finden würde. Es wurde ihm anempfohlen, sich, insofern es die Bewegung des Meers

erlaubte, in gewisser Entfernung vom Ufer zu halten, und erst dann ans Land zu gehen, wenn er bei dem Haufen Wilder friedliche Gesinnungen zu bemerken glaubte. Diese gaben fortwährend durch Zeichen und Rufen zu erkennen, mit welcher Ungeduld sie unsre Ankunft erwarteten.

Um sich gegen einen Ueberfall zu verwahren, steckte Chalumeau ein Paar Terzerolen zu sich, die er fast bis oben mit Schroten geladen und um keinen Argwohn zu erregen, sorgfältig versteckt hatte. Außer diesen mir zugehörigen Terzerolen waren nur eine doppelläufige und eine einfache Flinte nebst zwei Paar Pistolen an Bord des Schiffes sichtbar. Da wir uns bei dem Capitän erkundigten, ob wir noch mehr Feuergewehr hätten, vergaß dieser in der allgemeinen Verwirrung, daß er noch zwei Kisten von allen Sorten besitze, ein Umstand, dem wir gewiß unsre Rettung verdankten, da wir durch einen unzeitigen Widerstand uns alle ins Verderben gestürzt haben würden. Wir waren nicht weiter als hundert und vierzig Klaftern vom Ufer entfernt, und Herrn Chalumeau gelang es endlich, mit seinem Fahrzeug durch die brausenden Wogen und die Klippen bis auf wenige Schritte vom Ufer zu gelangen, wo sogleich einige Wilde bis an die Schultern ins Wasser sprangen, und ihn dringend einzuladen schienen, ans Land zu kommen. Nach einigem Zögern fügte sich Chalumeau ihrem Willen. Die Wilden umgaben ihn in dichtem Kreise, zündeten ein Feuer an und behielten ihn über eine halbe Stunde bei sich. Wir fingen an, äußerst besorgt um sein Schicksal zu werden, als sich ein Wilder von den Uebrigen trennte, in das Boot kam, und so sammt den Matrosen vermittelst des Taues

an das Schiff gezogen wurde. Nun schafften wir einige Fäßchen Zwieback ans Land, und auf der Rückfahrt kam ein zweiter Wilder mit an Bord. Diese beiden Menschen, die man zu unsrer Beruhigung schickte, flößten uns ein wahres Schrecken ein. Man hätte sie für Affen der häßlichsten Gattung halten können, wenn ihre Gestalt nicht für ihre menschliche Abkunft gezeugt hätte; denn alle ihre Stellungen, wie sie auf das Schiff kletterten, und sich daselbst benahmen, glichen denen eines Orang-Utang. Und diese Wesen, die zwischen Mensch und Thier in der Mitte stehen, sollten bald unsre Herren und werden, uns wie ihr Eigenthum behandeln. Je schrecklicher sie uns erschienen, desto mehr suchten wir auf jede denkbare Weise ihre Freundschaft zu gewinnen. In einer andern Lage wäre die Sorgfalt, die wir an sie verschwendeten, lächerlich erschienen. Wir boten ihnen von unsern Vorräthen an, und sie schienen sich vorzüglich über Zwieback und Taback zu freuen. Ihre Landsleute fürchteten indeß, es möchte ihnen ein Leid geschehen, und gaben durch fortwährendes Geschrei zu erkennen, wie sie ihre Rückkehr wünschten. Ich und Herr Meria entschlossen uns, sie zu begleiten, denn die See drohte, immer stürmischer zu werden, und wer konnte wissen, daß die Brigg der Gewalt der Wogen so lange widerstehen würde, als sich später zeigte. Wir nahmen also unsre Mantelsäcke und die Effecten der Matrosen in unsre Schaluppe ein, und nachdem ich mich mit Pulver und meiner Flinte versehen hatte, gingen wir ans Land.

Dort wurden wir von einem Araber, Namens Fairry, empfangen, der etwas civilisirter als die Uebrigen schien. Er war gleichfalls nackend, aber von lichterer Farbe, und seine

Haare weniger struppig. Er reichte uns zum Zeichen der Gastfreundschaft die Hand, erhob die andere gen Himmel und sprach: Allah akbar (Gott ist groß).

Mehrere äußerst häßliche Weiber verlangten von uns Zwieback und Taback; ihnen folgte ein Schwarm Kinder, unter denen sich ein Mädchen auszeichnete, die in einer bessern Tracht eine artige Figur gemacht haben würde. Wir suchten sie durch alles, was sie verlangten, zufrieden zu stellen, um uns ihre Freundschaft zu erwerben. Dann nahm mich Fairry bei der Hand, und führte mich auf einen Sandhügel unfern des Meeres. Meine Flinte nahm er mir unter dem Vorwande ab, daß sie mir zur Last falle, und ich überließ sie ihm, um durch ein unbegrenztes Vertrauen seine Freundschaft zu gewinnen. Seine Absicht war ohne Zweifel, mir von dem Hügel aus die dürre Wüste zu zeigen, und uns so mit unsrer schrecklichen Lage noch besser bekannt zu machen. Ich gestehe, daß bei diesem Anblick ein eiskalter Schweiß aus meinen Poren drang. Meine Empfindungen waren dieselben, wie man sie bei der unerwarteten Nachricht eines großen Unglücks zu haben pflegt. Mit dem Ausdruck der tiefsten Traurigkeit kehrte ich zu meinen Gefährten zurück, die mich mit Fragen bestürmten, und denen meine Niedergeschlagenheit statt einer Antwort diente. — Die Araber gaben uns zu verstehen, daß wir von der Ankunft der Moslemins viel zu fürchten hätten, und fuhren uns mit der Hand über die Gurgel, um uns anzudeuten, daß jene uns unfehlbar umbringen würden. Indeß waren wir gegen diese Leute, welche jetzt scheinbar unsere Vertheidiger spielten, sehr auf der Hut, und da mittlerweile der Capitän mit dem Reste der Schiffsmannschaft und allem zur Ueber-

fahrt nach den Canarischen Inseln Nöthigen angekommen war, so trugen wir unsre Effecten an einen Ort zusammen, und vereinigten uns bei denselben. Die Araber, welche uns noch immer in dem Glauben an ihre freundschaftlichen Gesinnungen erhalten wollten, gaben uns zu verstehen, daß sie uns nichts rauben würden, und schienen überhaupt die Sachen ohne die geringste Theilnahme zu betrachten. Einige zeigten nach Süden, und deuteten dabei an, daß sie uns nach Senegal führen wollten, Andre nach Norden und riefen wiederholt: Soueirah, dessen wahre Bedeutung wir erst lange nachher erfuhren.

Es gelang ihnen jedoch nicht, uns das geringste Zutrauen zu ihnen einzuflößen, und wir dachten ernstlich darauf dieser lästigen Freunde loszuwerden, zumal da ihre Zahl stets durch neue Ankömmlinge verstärkt wurde. Es gab in unsrer critischen Lage nur zwei Auswege, und langes Hin- und Hersinnen war hier nicht am rechten Orte: wir mußten uns entweder eilig einschiffen, oder das Marockanische Reich zu gewinnen suchen, von dem wir uns nur gegen hundert Stunden entfernt glaubten. Ich stimmte für das Letztere, und bot meine Beredsamkeit auf, meine Gefährten für denselben Plan zu stimmen. Wie unausführbar er indessen gewesen wäre, konnte ich damals nicht wissen.

Noch waren wir nicht darüber einig, was wir zu thun hätten, als die Araber plötzlich ihr Betragen gegen uns änderten, und so unsrer Berathschlagung ein Ende setzten. Ihre Zahl hatte sich fortwährend vermehrt, und sie hatten nun keinen Grund mehr, uns ihre wahren Gesinnungen zu verbergen. Einige neuangekommene, mit Dolchen und Flinten be=

waffnete Unholde fielen über uns her, um uns auch der letzten Vertheidigungsmittel zu berauben. Der Capitän Scheult, den sie ausplündern wollten, widersetzte sich. Die Elenden hielten ihm eine Pistole vor die Stirn, und dieß war das Signal für uns Alle, ihm zu Hülfe zu eilen. Doch schon hatte der Capitän seinen Gegner zu Boden geworfen, als dieser wüthend aufsprang und seine Pistole abfeuerte. Der Schuß traf glücklicherweise nur den Hut des Capitän, hatte jedoch die Folge, daß alle Araber ihre Gewehre auf uns abfeuerten, aber so ungeschickt, daß keines traf.

Da unsre Gegner ohne alle Munition waren, so nahm der Kampf jetzt eine andere Gestalt an, indem wir von beiden Seiten Steine gegen einander schleuderten, womit das Ufer bedeckt war. Die Weiber und Kinder flüchteten sich auf einen benachbarten Sandhügel, und suchten, durch die schneidendsten Töne die Wuth unsrer Gegner anzufachen. Zu gleicher Zeit warfen sie fortwährend Sand in die Luft, um auf dieses Zeichen neue Hülfe aus der Wüste herbeizuziehen. Da uns jedoch unsre Gegner in dieser Art zu kämpfen überlegen waren, sahen wir uns bald bis hart an das Ufer zurückgedrängt. Um unser Unglück vollkommen zu machen, fanden wir die Schaluppe ganz mit Wasser angefüllt; vergebens waren alle unsre Anstrengungen, sie auszuschöpfen, sie drohte, zu sinken. Nur einem geübten Schwimmer war es möglich durch die Brandung hindurch an das Schiff zu gelangen. Dieß bewerkstelligten zwei unsrer Matrosen, die übrigen, bis auf einen, vertrauten sich dem Fahrzeuge an, und wurden vermittelst des Taues an die Brigg gezogen. Unbegreiflich ist es mir noch bis jetzt, daß sie nicht untergingen, denn die Schaluppe war so

voll Wasser, daß man nur die Köpfe unsrer Unglücksgefährten zwischen den Wogen hervorragen sah.

Unsrer, die am Ufer blieben, waren sechs. Das Gefecht hatte indessen nachgelassen, und die Wilden, die nun aus ihren Absichten kein Geheimniß mehr machten, fielen zuvörderst über unsre Effecten her. Ja sie suchten uns durch Zeichen zu vermögen, wieder zu ihnen zu kommen. Ohne andre Aussichten zur Rettung beschlossen wir, uns auf Discretion zu ergeben. Wirklich wurden wir auch nicht weiter gemißhandelt, sondern nur unsrer Uhren und unsres Geldes beraubt. Ich verlor dabei an Gold und Juwelen gegen zwölftausend Franken. Indessen entgingen doch einige Kleinodien, die ich bei mir trug, durch Zufall ihren Nachforschungen.

In düsteres Stillschweigen versunken, warfen wir uns neben Fairrys Zelt nieder, und ohne im Geringsten auf die Theilung unsrer Habe zu achten, sahen wir nur aufmerksam auf die Bewegungen unsrer Gefährten am Schiffe, die mit der größten Eilfertigkeit die Schaluppe flott zu machen suchten. Schon glaubten wir, sie würden sogleich in die See stechen, ohne den geringsten Versuch zu unsrer Befreiung gemacht zu haben, als wir sie plötzlich mitten durch die immer höher steigenden Wogen dem Lande zurudern sahen. Wir eilten an den Strand, um uns ins Meer zu stürzen; allein schon hatten die Araber die Schaluppe bemerkt. Schnell verließen sie ihre Beute, um uns zuvorzukommen, und das Fahrzeug ans Land zu ziehen. Doch an dem Letztern wurden sie durch die starke Brandung gehindert. Unsere Gefährten geriethen in Schrecken, ruderten wieder nach dem Wracke zurück, versahen

ihr Fahrzeug mit einigem Mundvorrath und einem Segel, und bald sahen wir sie vom Festlande sich entfernen. Mit ihnen schwand die letzte Hoffnung zur Erlösung.

Man wird sich leicht denken können, wie uns die erste Nacht in unsern nassen Kleidern, und ohne die geringste Nahrung zu uns genommen zu haben, auf dem Gestade verstrich. Um der Nachtkälte minder ausgesetzt zu seyn, drängten wir uns auf einen Haufen zusammen. Es war uns sehr glaubhaft, daß die Wilden die Dunkelheit der Nacht benutzen würden, um unsrer los zu werden, und diese Besorgniß erhielt uns beständig wach. Von Zeit zu Zeit kamen bewaffnete Araber, um zu sehen, ob wir noch schliefen, und sobald wir die mindeste Bewegung machten, schlugen sie ihre Gewehre auf uns an, wobei wir jedesmal Todesangst ausstanden.

Als es tagte, hatten wir neue Ursache zu traurigen Betrachtungen. Der Wind hatte die ganze Nacht heftig geweht, und die See ging höher, als den Tag zuvor. Wir mußten vermuthen, daß unsere Gefährten gescheitert seien, obgleich wir auch jetzt noch wünschten, mit ihnen vereint zu seyn. Hätte sich ihre Abfahrt nur um wenige Stunden verzögert, so wäre es ihnen unmöglich gewesen, über die Klippen hinaus zu gelangen, die sich über eine halbe Stunde weit ins Meer erstreckten.

Die Brigg wurde indessen dem Ufer immer näher getrieben. Sie lag weit schiefer als Tags zuvor, war aber noch immer ganz. Schon brauchte man nur eine unbedeutende Strecke zu schwimmen, um zu ihr zu gelangen, und die Araber sahen alles darin Befindliche schon für eine sichere Beute an.

Mit Aexten und andern Brechwerkzeugen versehen, gingen sie ins Wasser und gelangten bald in das Schiff, von welchem nun unaufhörliche Axthiebe zu uns herüberschallten. Nur Fairry war mit zwei Männern zu unserer Bewachung am Strande geblieben, und schien gierig seines Antheils an der Beute zu harren. — Wir hatten jezt einige Muße, über unsere Lage nähere Betrachtungen anzustellen. Die Zahl der Wilden betrug gegen fünfundzwanzig. Hätten wir also unsre Waffen nicht vorher überliefert, so wäre es nicht unmöglich gewesen, uns ihrer Gewalt zu entziehen. Allein wer konnte verbürgen, daß nicht immer beträchtlichere Verstärkungen angekommen wären! Wir müssen es vielmehr als einen sehr günstigen Umstand betrachten, daß bei dem Gefechte Niemand von unsern Feinden das Leben verlor. — Um uns her herrschte die größte Thätigkeit: die Weiber und Kinder suchten die Pläze aus, wo sie ihre Zelte aufzuschlagen gedachten, und schon wurden einige aus den niedrigen Segeln des Schiffs errichtet.

Das schon früher aufgeschlagene Zelt, bei welchem wir die Nacht zugebracht hatten, gehörte der Familie Fairrys an, und war von grober Leinwand. Diese Familie schien vor den Uebrigen einiger Vorrechte zu genießen, ohne sich jedoch in der Tracht irgend von ihnen zu unterscheiden. Sie bestand außer dem Manne aus einer häßlichen, zänkischen Frau und fünf Kindern, von denen drei noch sehr jung und troz ihrer schönen Namen, als Fathme u. dgl., die widerlichsten Geschöpfe von der Welt waren. Ueber und über mit dem ekelhaftesten Ausschlage bedeckt, legten sie zugleich einen sehr bösartigen Character an den Tag. Sie belästigten uns unaufhörlich, legten sich auf

uns, zwickten uns, spien uns ins Gesicht, und nahmen uns die wenige Nahrung, die man uns reichte, vor dem Munde weg. Ein Französischer Dichter bemerkt sehr treffend, daß die Jugend kein Mitleiden kennt. Der älteste Sohn betrug sich dagegen weit schonender gegen uns, und die artige Moheleda, ein Mädchen von 15 Jahren, fiel uns eben so wenig zur Last. Sie stand an Gestalt und Schamhaftigkeit weit über ihren Landsmänninnen. Auch hatte sie mehr Mitgefühl für unsre Leiden, als die übrigen; denn diese benahmen sich gegen uns weit unbarmherziger, als die Männer, daher wir uns nie ohne Schaudern in ihrer Nähe befanden.

Moheledas Mutter war eine vollkommne Furie, die uns ihren Willen nie anders, als mit dem Messer in der Hand, zu erkennen gab. Am meisten hatten wir aber im Anfang unsrer Gefangenschaft von einem Menschen, Namens Mohiet, zu leiden. Dieß war derselbe, welcher zuerst auf die Brigg gekommen war, und er hatte jetzt die Maske des Wohlwollens vollkommen abgelegt. So oft er uns ansah, gab er durch ein wildes Gelächter seine Freude darüber zu erkennen, daß er uns, seiner Meinung nach, hintergangen habe. — Da es an Wasser gebrach, so hieß Moheleda Hrn. Chalumeau, den Jüngsten von uns, ihr folgen, um aus einem ziemlich entfernten Brunnen welches zu holen. Während ihrer Abwesenheit mußten wir übrigen die Mahlzeit der Araber bereiten. Es wurde eine bedeutende Menge Mehl und Butter in einen Topf gethan, über ein Feuer gestellt, und wir mußten diese Masse mit Stöcken umrühren. In der Hoffnung, unser Schicksal dadurch zu verbessern, unterzogen wir uns willig dieser erniedrigenden Ver-

richtung, obgleich wir nicht erwarten durften, etwas von dem Gerichte zu erhalten. Während wir maschinenmäßig rührten, hörten wir plötzlich in der Nähe ein ängstliches Geschrei. Wir schauten umher, und sahen Moheleda mit den Zeichen der heftigsten Verzweiflung unserm Standort zurennen. Sie weinte, raufte sich das Haar aus, und rief beständig: Monslemins, Monslemins. Die uns umgebenden Weiber und Kinder stimmten dasselbe Geschrei an, und liefen dem Strande zu. Alles gerieth in die größte Bestürzung, in die wildeste Verwirrung. Die Araber verließen das Schiff und schwammen ans Ufer, wo sie sich eilig in Vertheidigungsstand setzten, und ein unausgesetztes Schlachtgeschrei ertönen ließen. Bald bemerkten wir zwei Männer auf Cameelen, die, so schnell ihre Thiere laufen konnten, auf uns zueilten.

Die Araber, in deren Gewalt wir uns befanden, gehörten zum Stamme der Ouadelims, der sich gewöhnlich in der Nähe des Cap Bojador aufhält. Sie hatten uns schon zu sehr getäuscht und gemißhandelt, als daß wir die geringste Besorgniß hätten hegen können, in schlimmere Hände zu gerathen. Wir waren also in Bezug auf den Kampf, der, allem Anschein nach, bald Statt finden mußte, sehr gleichgültig gestimmt. — Indessen offenbarte sich bald, daß die Ankömmlinge zwei befreundete Araber waren, welche die Nachricht von dem Schiffbruch herbeigelockt hatte. Nun verwandelte sich die kriegerische Scene; die Unholde brachen in ein lautes Freudengeschrei aus, bewillkommneten sich gegenseitig, und kehrten dann insgesammt zur Plünderung des Schiffs zurück. Diesesmal mußten wir sie dahin begleiten, weil sie unter unsrer Leitung am leichtesten Geld zu finden hofften, auf dessen Besitz sie vorzüglich erpicht

zu seyn schienen. Hr. Meria, der sich sehr unwohl fühlte, blieb am Strande liegen. Die Weiber, welche sein Unvermögen für bösen Willen auslegten, wurden dadurch so erbittert, daß mehrere derselben ihm ihre Messer ins Gesicht warfen.

Im Schiffe wurde alles verwüstet, Kisten und Kasten zerschlagen, und es entstand dadurch eine solche Verwirrung, daß alle Zugänge versperrt wurden. Dessenohnerachtet stieß man uns mit Gewalt hindurch, und wir sollten durchaus Geld herbeischaffen. Vergeblich waren alle unsre Betheuerungen, daß sich keines mehr auf dem Schiffe befände. Sie glaubten, wir wollten sie hintergehn, und vorzüglich bewiesen sich die, welche bei der Plünderung unsrer Personen leer ausgegangen waren, sehr ungestüm. Als sie dennoch nicht zu ihrem Zwecke gelangten, fingen sie an, die Fracht des Schiffs, die meist aus Mehl und Zwieback bestand, zu vertheilen. Dieß geschah ohne alle Ordnung, und wir wurden gezwungen, schwere Lasten von dem Schiffe aus ans Ufer zu schaffen. Unter so ermüdenden Anstrengungen verfloß der Tag. Als die äußerste Erschöpfung das fernere Arbeiten nicht mehr zuließ, erlaubte man uns, auf dem Sande der Ruhe zu pflegen. Unerklärlich ist mir es, wie wir der augenscheinlichen Gefahr, mit unsern Lasten von den Wogen verschlungen zu werden, glücklich entgangen sind, und wie wir uns nicht gefährlich verwundet haben, während wir mit bloßen Füßen, zwischen den Glasscherben, mit denen das Wrack bedeckt war, umherliefen.

Als ich meine Kleider wieder anlegen wollte, wunderte ich mich sehr, sie noch alle, mit Ausschluß meines Hemdes, vorzufinden. Fairry hatte sie in Verwahrung genommen. Dieß

war um so sonderbarer, da sich in einer Tasche ein kostbarer Ring nebst mehrern Edelsteinen befand, die freilich unter diesen Umständen allen Werth für mich verloren hatten. — Wir brachten wieder eine schreckliche Nacht auf dem Sande zu, indem wir nur ein wenig Zwieback und salziges Wasser zur Nahrung erhalten hatten, und viel von der kalten Nachtluft litten. Mit Tagesanbruch mußten wir wieder zur Arbeit zurückkehren, und schwere Tonnen auf einen ziemlich steilen Sandhügel wälzen. Mehreremale verlor ich unter der Anstrengung und der erstickenden Sonnengluth die Besinnung. Das Schreien meiner Peiniger rief mich ins Leben zurück. Dann zwang man uns, unbekleidet, wie wir waren, die neugierigen Schönen an Bord zu tragen, und noch jetzt kann ich an diese sonderbare Cavalcade nicht ohne Lachen zurückdenken.

Gegen Abend versammelten sich die Araber bewaffnet, und bildeten einen Kreis. Wir konnten deutlich bemerken, daß wir der Gegenstand ihrer Berathung waren, da sie von Zeit zu Zeit zornige Blicke auf uns schossen, und standen in der festen Ueberzeugung, daß wir bald hingerichtet werden würden. Nach einiger Zeit kam Hamet, derselbe, welcher Tags zuvor die ersten Gewaltthätigkeiten ausgeübt hatte, klopfte mich auf die Schulter, und befahl mir, ihm zu folgen. Er führte mich gegen funfzig Schritte von unserm Standort nach dem Ufer hin, wo aus einigen Bretern eine Art Bank errichtet war, auf welcher drei Säbel lagen. Hier ließ man mich niederknieen, und ein Araber hielt mir eine Pistole an den Hinterkopf. Ich erwartete, augenblicklich getödtet zu werden, und so besorgt ich gewesen, während mein Schicksal noch unentschieden war, so

wenig war dieß jetzt der Fall. Ich legte ungeheißen meine Halsbinde und meinen Rock ab, und gab dann durch Zeichen zu verstehen, daß ich lieber erschossen seyn möchte. Man befahl mir indessen wieder aufzustehen, und zu meinen Gefährten zurückzukehren. Das Ganze war also nur ein Blendwerk gewesen, um uns Furcht einzujagen, und uns zum unbedingten Gehorsam zu zwingen. Ich muß gestehen, daß ich nach diesem Vorfall mein Schicksal mit weit weniger Standhaftigkeit ertragen konnte, indem ich das Ende meiner Leiden schon als gewiß betrachtet hatte. In der Nacht machte ich mehrere Versuche, mich ins Meer zu stürzen, konnte aber die Wachsamkeit unsrer Herren nicht täuschen. Endlich fand ich im Schlafe auf kurze Zeit Vergessenheit meiner Leiden. Meine Phantasie führte mich nach Paris in den Kreis meiner Familie. Nicht lange dauerte die glückliche Täuschung; beim Erwachen sah ich mich wieder in die rauhe Wirklichkeit versetzt, und fühlte das Schreckliche meiner Lage tiefer als je. Von scheußlichen Wesen umgeben, zu Entbehrungen aller Art und den niedrigsten Diensten gezwungen, konnte ich nur aus dem Gedanken an eine einstige Erlösung Muth schöpfen. Hätte ich ahnden können, welche Leiden meiner bis dahin noch warteten, meine Kraft wäre unter der traurigen Vorstellung erlegen.

Der Leser wird sich ohne Zweifel für die Lage der sechs Schiffbrüchigen mehr interessiren, wenn wir ihn mit den besondern Umständen eines jeden von ihnen etwas näher bekannt machen.

Hr. Mexia, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, verlor durch den Schiffbruch seine zahlreichen Manuscripte, die

ihm künftig ein unabhängiges Leben zugesichert haben würden, und wurde in einem Alter von fast sechzig Jahren, nachdem er beständig mit den gebildetsten Personen umgegangen war, Sclave dieser rohen gefühllosen Wesen. — Hr. Scheult zeigte sich zwar immer gelassen und gleichmüthig, trauerte aber in seinem Herzen um die Trennung von seiner geliebten Gattin und seinem Kinde. Er mußte sich außerdem noch als den Urheber aller unsrer Leiden ansehen. — Hr. Souza, von Geburt ein Portugiese und 58 Jahr alt, hinterließ zu Nantes eine zahlreiche Familie, deren einzige Stütze er war. Seit länger als 40 Jahren hatte er alle Meere befahren, und war stets glücklich gewesen, bis ihn endlich, als er in den Hafen der Ruhe einlaufen wollte, dieß harte Schicksal traf. — Die Verzweiflung unsres Matrosen Affilé war unbeschreiblich rührend. Er konnte nie ohne Thränen an seine Frau denken, die er ohne alles Vermögen verlassen hatte. — Hr. Chalumeau war vielleicht unter uns allen am wenigsten zu beklagen. Er ließ in seinem Vaterlande, das er nicht wiedersehen sollte, nur einige Brüder zurück.

Waren meine Unglücksgenossen zu bedauern, so war ich es gewiß nicht weniger. In Europa verließ ich zahlreiche Freunde und eine von mir innig geliebte Familie. Die Nachricht von meinem Unglücke mußte sie der Verzweiflung nahe bringen. —

Ich kehre nun wieder zu der Geschichte unsrer Leiden zurück. Unter denselben Anstrengungen und Entbehrungen verstrichen uns 18 Tage. Wir nährten uns während derselben fast einzig von Muscheln. Alle Abende wurden die vom

Schiffe herüber geschafften Sachen unter Fairtys Vorsitz vertheilt, und dann von den Eigenthümern vergraben, nachdem sie auf Cameelen eine Strecke in die Wüste geschafft worden waren. Da die Monslemins jeden Augenblick erwartet wurden, so verscharrten die Araber auch vieles ganz nahe beim Gestade.

Ich begreife nicht, wie wir unter unsern Arbeiten nicht erlagen; senkrecht stand die Sonne über unserm Haupte; alles um uns war unthätig. Unsre Herren lagen in ihren Zelten; einige Cameele und Ziegen lagen wie leblos auf den brennenden Sand hingestreckt. Nur wir, die an ein so heißes Clima gar nicht gewöhnt waren, durften der Ruhe nicht pflegen, waren die einzigen sich regenden Geschöpfe; dabei genossen wir fast nichts als Schalthiere, da sich die Araber alle unsre Vorräthe zugeeignet hatten, und es uns nur selten gelang, etwas Zwieback zu entwenden. Glücklicherweise verbot ihnen ihre Religion, von dem trefflichen Weine, den das Schiff geladen hatte, zu genießen, und dieser erhielt unsre Kräfte. Auch gelang es Hrn. Scheult, einige bauchige Flaschen voll guten Wassers unbemerkt mit etwas Wein zu färben, und so für uns zu erhalten.

Merkwürdig war es, wie wenig diese Barbaren den wahren Werth der Gegenstände zu schätzen wußten. Während sie mit der größten Habgier nach Mehl, Butter, Rindfleisch rc. suchten, wurden die schönsten Spitzen, wenigstens 20,000 Franken an Werth, im Sande herumgeschleift, und zu nichts anderm gebraucht, als Säcke zuzubinden, und ein Knopf von unsern Kleidern hatte in ihren Augen denselben Werth, als der schönste Diamant.

Unser Unglück hatte indeß seine größte Höhe noch nicht erreicht. Eines Abends kündigte man uns an, daß wir getrennt werden sollten. Vergebens waren unsre Vorstellungen dagegen, wir mußten uns der Nothwendigkeit fügen. Chalumeau, Mexia und Souza blieben bei Fairry. Scheult erhielt einen Araber, Namens Mohamed, zum Herrn, und ich und der Matrose fielen in die Hände Hamets, des fürchterlichsten von Allen. Die Mutter desselben setzte mir beim Empfange zu wiederholten Malen ihr Messer an die Kehle. — Sobald unsre Arbeiten geendigt waren, erlaubte man uns jedoch in Fairrys Zelte zusammenzukommen, und die Nacht daselbst zuzubringen. Auch stand mein Entschluß fest, eher den Tod zu erleiden, als mich bei der bevorstehenden Abreise der Araber von meinen Gefährten trennen zu lassen. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. — Als ich mich eines Abends Fairrys Zelte näherte, wo ich zu schlafen gedachte, da ich mich lieber vom Ungeziefer benagen, als von der empfindlichen Kälte peinigen lassen wollte, rief mir Scheult mit ungewöhnlicher Heiterkeit zu: „Machen Sie, daß Sie herbeikommen. Im Zelte sind zwei artige Pariserinnen, die, wie wir, an diese unfreundliche Küste verschlagen worden sind.“ Ich glaubte an meinem Landsmann die ersten Spuren der Geisteszerrüttung zu entdekken, und war daher nicht wenig verwundert, wirklich als ich zwei Frauenzimmer in Ballkleidern an einem vor dem Zelte angezündeten Feuer liegen sah, die sich zu wärmen schienen. Da sie die elegantesten Damenhüte aufgesetzt hatten, so währte es einige Zeit, ehe wir uns überzeugten, daß es die scheußlichsten aller Araber, mein Hr. Hamet und Sinne waren. Das Possierliche der Situation wurde noch ungemein durch den Um-

stand gehoben, daß sich die beiden Unholde ganz ohne die Absicht, sich zu maskiren, in dieses elegante Costüm geworfen hatten. Sie unterhielten sich mit der ernsthaftesten Miene, und schienen den Contrast, den ihre Affengestalt mit ihrem Anzuge bildete, gar nicht zu bemerken. — Bald darauf kamen einige Araber zu uns, und ersuchten uns um ärztliche Hülfe, da sie sich an Glasscherben bedeutende Wunden beigebracht hatten. So sehr wir gegen unsre Doctorschaft protestirten, so mußten wir sie doch verbinden. Wir wandten als ein Unviersalmittel Eau de lavande an, wovon eine Bouteille unbeachtet am Strande lag. Ueberhaupt schrieben uns diese einfältigen Geschöpfe alle Eigenschaften zu, deren sie bedurften, und glaubten jedesmal, wenn wir sie nicht zufrieden stellen konnten, es läge an unserm bösen Willen. Unser Ausspruch über den Werth oder Unwerth eines Gegenstandes galt für unbedingt richtig. Sie kamen daher fortwährend mit Sachen gelaufen, die sie uns mit den Worten: „Bono o álla fonti“ (gut oder schlecht) hinhielten. Oft waren wir ihrer ewigen Belästigungen müde, und antworteten, was uns grade auf die Zunge kam, und gaben ihnen daher mehreremale Gelegenheit, uns zu überführen, daß wir uns selbst widersprächen.

Ankunft der Mosleminе.

Den 10. Juni gewahrten wir bei Sonnenaufgang mehrere Haufen Beduinen am Horizonte, die auf uns zukamen. Hell glänzten ihre Waffen im Sonnenscheine, und auf ihren schnellen Cameelen brauchten sie wenig Zeit, um zu uns zu kommen. Jeder Haufe bestand aus zwölf Mann, und es mochten ihrer gegen zehn bis zwölf seyn. Die Cameele, auf denen jedesmal zwei Mann saßen, kamen im schnellen Trab an, ließen sich vor uns auf die Kniee nieder, und ihre Reiter absteigen. Bald nahmen unsre Umgebungen das Ansehen eines Lagers an, und das Gefühl unsres Unglücks wich auf einige Zeit andern Empfindungen. Mit Verwunderung betrachteten wir die edle Gestalt und Haltung der Ankömmlinge. Ihre Tracht, ihre Haare, ihr heller Teint, alles stach vortheilhaft gegen die unsrer Herren ab, welche ihrerseits die zwar verhaßten, aber gefürchteten Gäste mit einer Art von Achtung betrachteten, und keine Anstalten zur Gegenwehr machten. Wahrscheinlich ist ihre Gleichgültigkeit bei dieser Gelegenheit dem Umstande zuzuschreiben, daß sie schon drei Viertheile der Fracht in Sicherheit gebracht hatten, und das Uebrige daher gern mit ihren übermächtigen Gegnern theilen wollten.

Sobald der ganze Haufe beisammen war, trat das Oberhaupt mit dem Ausrufe: Allah akbar hervor, worauf alle Beduinen sich niederwarfen, und mit Sand abrieben. Dasselbe thaten die Araber. Dann sagte der Anführer mit lauter wohltönender Stimme ein langes Gebet her, wobei alle Gegenwär-

tigen die tiefste Andacht zeigten. Als wir sahen, mit welcher Wärme diese Menschen dem höchsten Wesen ihren Dank zollten, wagten wir, zu hoffen, daß sich unser Schicksal durch sie beträchtlich verbessern würde. — Wir betrogen uns; kaum war das Gebet vorüber, als wir der Gegenstand ihrer Beleidigungen wurden, so daß wir uns glücklich schätzen mußten, einer gänzlichen Plünderung von ihrer Seite zu entgehen.

Dieser entzog uns indeß für den Augenblick ihr Häuptling, Sidy Hamet *). Er war durch seine Belesenheit im Koran weit und breit bekannt, und unsre Herren beeiferten sich, ihm Zeichen ihrer Achtung zu geben. Außer seinem sehr beträchtlichen Antheil an der Beute, machten sie ihm noch besondre Geschenke mit Uhren, Ferngläsern ꝛc. — Das fast gänzlich ausgeplünderte Schiff konnte zwar die Habgier der Monselemins nicht mehr sehr reizen. Indessen entfernten sie doch die frühern Besitznehmer davon, und stürzten mit Freudengeschrei darauf zu. Der unterste Schiffsraum enthielt noch mehr als 5000 Bouteillen Wein. Doch waren sie bei diesem Funde sehr gleichgültig, und beschlossen, das Wrack zu verbrennen, um das Kupfer- und Eisenwerk zu erhalten. Tags darauf zwang man uns, mit eigner Hand Feuer an unser Schiff zu legen. Die Brunst dauerte einige Tage. Zwar konnte uns das Wrack von gar keinem Nutzen mehr seyn; allein wir konnten doch dem Brande nicht ohne Thränen zusehen. Als ich Tags dar-

*) Es ergiebt sich in der Folge, daß dieses dasselbe Individuum ist, durch welchen Capitän Riley aus der Sclaverei befreit wurde.

auf mit Hrn. Chalumeau am Strande lag, und mit traurigen Blicken dem Brande zusah, ergriff dieser plötzlich meine Hand, und sagte mit großer Bewegung zu mir: „Reden Sie nicht, lassen Sie vorzüglich kein Staunen blicken, aber sehen Sie, dort kommt ein Schiff grade auf uns zu.“ Hastig blickte ich nach dem Ocean und sah mitten durch die Rauchsäulen, die von dem Wracke aufstiegen, in der Entfernung von etwa zwei Stunden ein Schiff, das mit vollen Segeln auf uns zu hielt. Bei diesem Anblick schoß mir alles Blut nach dem Herzen, und neue Hoffnung belebte mich und meinen Gefährten. Um die Aufmerksamkeit der Araber nicht auf jenen Gegenstand zu lenken, wandten wir unsre Blicke gegen die Wüste. Ohne Zweifel, meinten wir, sind unsre Matrosen nicht umgekommen; sie haben auf ihrer Fahrt ein Schiff angetroffen, das jetzt zu unsrer Rettung herbeieilt. O, wie leicht glaubt man, was man wünscht! Wenn uns die Vorempfindung unsres nahen Glücks dem Wahnsinn nahe brachte, so wird man sich unsre Gefühle deuten können, als wir uns getäuscht sahen. Das Schiff änderte seinen Lauf, und entschwand bald unsern Blicken.

Indeß schien es doch, als wenn sich unser Schicksal bald entscheiden sollte. Der Grund, der den langen Aufenthalt am Ufer verursacht hatte, war nicht mehr vorhanden, und wir schienen unsern Herren jetzt nur noch eine unnütze Last zu seyn, da sie nichts mehr für uns zu arbeiten hatten. — Seit der Ankunft der Monslemins schallte das Wort Soueirah noch öfters in unsre Ohren, zu dessen Erklärung wir die verschiedensten Conjecturen machten. Hr. Souza meinte endlich, es heiße: Nous partirons ce soir. Diese drollige Erklärung

erweckte auf einen Augenblick in uns jene Nationalheiterkeit, die den Franzosen eigen ist, und einer von uns sagte zu Hrn. Chalumeau, wir setzten unsre ganze Hoffnung auf ihn; Moheleda sei in ihn verliebt; er solle zur Mohamedanischen Religion übergehen, sie ehelichen, und dann unser Schicksal erleichtern. Eine solche spaßhafte Laune wurde indeß durch unsre schreckliche Lage keineswegs gerechtfertigt, und die Fröhlichkeit floß bloß von den Lippen über, ohne daß das Herz Antheil daran hatte. Gleich nach diesem Spaße fand Hr. Scheult im Sande ein Fläschgen Opium, das mir einst zugehört hatte. Er wollte diesen unschätzbaren Fund für sich behalten, und ich reclamirte ihn als mein Eigenthum. Nach langem Wortwechsel kamen wir überein, daß wir ihn brüderlich theilen wollten, wenn uns die Verzweiflung zum Genusse desselben trieb.

Wir hatten indessen noch immer mehr Kräfte, als wir nach den mannichfachen Entbehrungen und Anstrengungen unserer Lage hätten hoffen dürfen. Nur Hr. Mexia machte uns wegen der bevorstehenden Abreise wahre Sorge. Er legte vielleicht unter uns allen den meisten Muth an den Tag, allein seine heftigen körperlichen Leiden ließen uns fürchten, er werde nicht marschiren können. — Seit einigen Tagen hatte die größte Bewegung um uns geherrscht. Zwischen den Monslemins und Ouadlims waren häufige Wortwechsel vorgefallen, in denen offenbar über den Besitz unsrer Personen gestritten wurde. Vorzüglich war uns um unsre Trennung bange. Den 17. Morgens wurde uns angekündigt, wir sollten mit Sidy Hamet abreisen. Derselbe kam wirklich bald darauf, und befahl uns, ihm zu folgen. Nie erinnere ich mich, so

schnell mit den Vorbereitungen zu einer Reise fertig geworden zu seyn. Unser einziger Kummer war, wie wir auf die Beine kommen wollten. Hr. Mexia konnte sich wirklich kaum aufrecht erhalten, und es war gar nicht abzusehen, wie er die Reise aushalten sollte. Er hatte 14 Tage unausgesetzt auf demselben Flecke gelegen, und sah mehr einem Gerippe, als einem Menschen ähnlich.

Wir hofften, auf Cameelen reiten zu dürfen, es wurde uns aber abgeschlagen. Sidy Hamet wollte fast ganz ohne weitere Begleitung mit uns abreisen; nur Vier seiner Leute sollten ihm folgen, Die Uebrigen ließ er wahrscheinlich in der Absicht zurück, daß die Theilung der Beute von ihnen beendigt werde, indem man damit noch immer nicht im Reinen zu seyn schien. Kaum verstattete man uns, zwei Säcke mit verschimmeltem Zwieback und Mehl, nebst zwei bauchigen Flaschen (dames-jeannes) Wein, auf ein Cameel zu laden.

Ohne das Ziel unsrer Reise zu kennen, traten wir dieselbe an. So schlecht uns unsre ersten Herren behandelt hatten, konnten wir doch nicht umhin, von ihnen Abschied zu nehmen. Sie verharrten dabei in derselben Gefühllosigkeit, die sie beständig gezeigt hatten. Durch ihr beleid'gendes Lachen schienen sie uns neue Leiden zu prophezeien, und selbst Moheleda sah uns kalt und gleichgültig abreisen. Wir warfen noch einen Blick auf den Schauplatz unsrer Leiden zurück, und schritten unter den traurigsten Ahndungen vorwärts.

Wir waren zwar nicht gänzlich von Kleidung entblößt, und hatten dieß nur dem günstigen Umstand zu

danken, daß sich so viel Stoffe auf unsrem Schiffe vorgefunden hatten; indeß hätte man wohl aus unsren sämmtlichen Kleidungsstücken keinen vollständigen Anzug herausbringen können. Glücklicherweise hatte Niemand Verlangen nach unsern Hüten gezeigt, und diese waren uns bei der versengenden Sonnengluth von großem Nutzen. Alle, bis auf Hrn. Mexia, trugen zwei Flaschen voll Wein, von denen wir noch außerdem Nutzen erwarteten, wenn wir etwa eine Quelle antreffen sollten.

Auf einem Sandhügel unfern des Gestades ließ uns Sidy Hamet Halt machen, uud verscharrte daselbst mehrere Gegenstände, die er nicht weiter mitführen wollte. Ich beschäftigte mich während der Zeit damit, einige Papiere zu untersuchen, die der Wind bis zu unserm Standort geführt hatte. Man denke sich mein Erstaunen, als ich darunter mein Taufzeugniß, meinen Paß und einige Briefe von meinen Verwandten entdeckte. Ich sah diesen sonderbaren Zufall als ein Unterpfand meiner einstigen Rettung an, machte ein Packet aus den Papieren, und legte sie in meinen Hut.

Nach einer halben Stunde brachen wir wieder auf. Es war gegen 10 Uhr; wir zogen schweigend Einer hinter dem Andern vorwärts, und trieben die drei Cameele vor uns her, während unsre Herren sangen, und durch verschiedne Intonationen die Thiere bald langsamer, bald schneller gehen ließen. Schon war Mexia zurückgeblieben, und bald war es ihm unmöglich, weiter zu gehen. Er warf sich mit den Zeichen der fürchterlichsten Verzweiflung auf den Sand, und rief uns ein Lebewohl zu. Wir vereinigten Alle unsre Bitten, um Sidy

Hamet zu bewegen, ihn auf ein Cameel steigen zu lassen; doch er willigte nur unter der Bedingung ein, daß wir einen Theil unsres Weines ausgießen müßten, weil sein Cameel sonst überladen würde. Wir thaten dieß mit der größten Bereitwilligkeit, und Mexia konnte, wiewohl unter grosen Schmerzen, die Reise fortsetzen.

Nach sechsstündigem Marsche hielten wir zwischen einigen Sträuchern an, und legten uns zwischen den Ballen und Säkken zur Ruhe. Gegen Mitternacht erhielten wir etwas Milch mit bitterm Wasser vermischt, die uns, troz des heftigen Durstes, welchen wir litten, nicht gut zusagte. Den 18. mußten wir bei Tagesanbruch die Cameele zusammentreiben und beladen. Eines derselben, das noch nicht ganz zugeritten war, gebehrdete sich dabei sehr unbändig, und da wir mit dem Aufladen nicht recht umzugehen wußten, so entsprang es uns öfters zur großen Belustigung unsrer Herren. Um 6 Uhr zogen wir immer in nordöstlicher Richtung weiter. Gegen Mittag wurden Hitze und Durst unerträglich, und wir lechzten nach einem Trunk Wasser, der nicht zu haben war. Oft sprachen wir unsern Flaschen zu, allein der Wein war darin so heiß geworden, daß er uns zwar stärkte, allein nicht abkühlte. Sidy Hamet versprach uns, wir würden gegen Abend genug Wasser antreffen, und diese Hoffnung erhielt uns bei Muth und Kräften. — Gegen 2 Uhr kamen wir an den Rand einer ungeheuern Schlucht im Sande. Es schien unmöglich, hinüberzukommen. Gegenüber erhoben sich erstaunlich hohe Berge von Flugsand, deren Gipfel die sonderbarsten Gestalten angenommen hatte, wie in andern Climaten der vom Winde zusammengewehte Schnee. Nie hätte ich geglaubt, daß wir dieß unvorhergesehene

Hinderniß glücklich übersteigen könnten. Selbst unsre Führer schienen über die schreckliche Scene in Staunen und Schrecken zu gerathen. Wir hielten am Rande des Abgrundes unsre Cameele an, und Sidy Hamet schaute nach allen Seiten, um einen Ausweg zu finden. Wahrscheinlich glaubte er sich in seiner Verlegenheit Hülfe vom Himmel erbitten zu müssen, denn er kniete mit seinem Begleiter nieder, und sagte ein langes Gebet her. Immer wird das Bild dieser knienden, fast zitternden Menschen, die den Himmel um Beistand anflehten, meinem Gedächtnisse gegenwärtig bleiben.

So vorbereitet, stieg Sidy Hamet an der Stelle, die ihm am wenigsten gefährlich zu seyn schien, herab, und befahl uns, mit den Cameelen zu folgen. Immer war er gegen hundert Schritte vor uns, und untersuchte, ob er irgendwo alte Cameelspuren entdecken könnte, und fand er deren, so ließ er sich dadurch in seinem Wege bestimmen. Ueber drei Stunden brauchten wir, um uns an diesem ungeheuern Sandhaufen hinunterzuwinden. Oft stürzten unsre Cameele nieder, so daß wir sie wohl zehnmal ab- und wieder beladen mußten. Zuweilen hatten wir festes Erdreich uuter unsern Füßen; allein der Pfad war an solchen Stellen allemal sehr eng, und an beiden Seiten befanden sich dann die ungeheuern Sandberge, die mit ihren oft überhängenden Gipfeln jeden Augenblick uns zu begraben drohten. Hätte ein heftiger Wind geweht, so wären wir unwiederbringlich verloren gewesen.

Gegen 7 Uhr kamen wir sehr ermüdet an einen ziemlich steilen Hügel. Wir erstiegen ihn Einer nach dem Andern mit unsäglicher Mühe. Allein dieß war auch die letzte Aeußerung

unsrer Kraft. Keuchend und jammernd fielen wir nieder, und keine irdische Gewalt hätte vermocht, uns zum Weitergehen zu bewegen. Sidy Hamet kam zu uns zurück, und suchte uns durch die Worte: N'Sara el mâ ma câne (Christen, das Wasser ist ausgegangen) wieder auf die Beine zu bringen. Allein dieß gelang ihm so wenig, daß er auf derselben Stelle, wo wir niedergestürzt waren, Nachtruhe halten mußte. An diesem fürchterlichen Tage mochten wir gegen 11 Stunden zurückgelegt haben. Ich war fest überzeugt, daß ich solchen Anstrengungen bald erliegen müsse. Meine Füße und Knöchel waren geschunden, und der in die Wunden dringende Sand verursachte mir schreckliche Qualen. Mein Schuhwerk drohte auseinander zu fallen, und meine Gefährten befanden sich ungefähr in derselben Lage. Wir hielten indeß unser kärgliches Mahl, und legten uns dann mit der traurigen Gewißheit nieder, den folgenden Morgen nicht weiter gehen zu können. Bewundernswürdig war die Mäßigkeit unsrer Herren; da die Zeit des Ramadan, die eben eingetreten war, ihnen dieselbe vorschrieb. Sie aßen täglich nur einmal eine Mehlspeise. — Die kühle Nachtluft erfrischte uns zwar, hinderte uns aber zugleich am Schlafe. Mitten in der Nacht schlich sich der Monslemin Ragel zu unserm Gepäck, um unsern Wein zu verschütten. Unser vereintes Schreien hielt ihn davon ab. Seine Absicht war, die Ladung des Cameels zu erleichtern, und er versuchte dasselbe in der Folge noch mehreremale.

Tags darauf kamen wir an einem salzigen See vorbei; noch immer hatten wir kein trinkbares Wasser angetroffen. Gegen Mittag sahen wir eine Natter, und kamen dann wieder

zwischen Sandbergen durch. Mein Durst erreichte jetzt eine so schreckliche Höhe, daß ich wie leblos niedersank, und ich glaubte, hier den Geist aufgeben zu müssen. Wie hätte ich hoffen dürfen, daß die ersehnte Hülfe mir so nahe sei. Sidy Hamet kündigte uns an, daß wir bald Wasser in Ueberfluß haben sollten. Der Anschein war aber so dagegen, indem wir uns in der dürrsten Gegend befanden, daß ich diese Rede für bloßen Spott hielt. Indeß fing er und Ragel an, ein Loch zu graben; augenblicklich vergaßen wir aller Müdigkeit, und drängten uns um dasselbe herum. Schon war es 3 Fuß tief, und der Sand noch immer trocken; einen Fuß tiefer entdeckten wir fast unmerkliche Spuren von Feuchtigkeit, und bald fand sich Wasser in Ueberfluß ein. Wer schildert unser Entzücken! Mit Freudengeschrei sprangen wir in die Grube, und tranken eine unglaubliche Menge von diesem faden, stark mit Sand vermischten Wasser. Ich für mein Theil nahm gewiß binnen zwei Stunden sechs bis sieben Maaß zu mir, und meine Gefährten etwas mehr oder weniger. Nachdem wir auf Sidy Hamets Befehl zwei Schläuche mit Wasser gefüllt hatten, setzten wir unsre Reise fort, und kamen nach zwei Stunden an den Strand des Meers. Uns alle erfüllte der Anblick desselben mit Freude und Hoffnung, nur Hr. Souza, dessen körperliche Leiden jetzt unerträglich geworden waren, hatte keinen Sinn für solche Empfindungen. Zum Sterben bereit, sank er am Gestade auf die Kniee, faltete die Hände, und erklärte, er könne keinen Schritt weiter gehen. Hrn. Scheult empfahl er, im Fall er ihr Vaterland wiedersehen sollte, seine Frau und Kinder zu grüßen, und ihnen zu sagen, er habe ihnen sterbend seinen Segen zurückgelassen. Uns allen brach dieser Auftritt

das Herz, nur Sidy Hamet blieb ungerührt. Wir baten ihn fußfällig, unsern Gefährten reiten zu lassen. Alles war umsonst, und er befahl uns, weiter zu gehen. Endlich bot ihm Hr. Souza eines von den Goldstücken an, die er bisher allen Nachsuchungen zu entziehen gewußt, indem er sie in seinem Hosenträger verborgen hatte. Dieß schlug an; Souza durfte reiten. Doch hätte ihm der erste Versuch beinahe das Leben gekostet. Das ungewöhnlich hohe Thier, welches er bestieg, erhob sich mit einem so heftigen Ruck, daß der schwache Mann gegen den Erdboden geschleudert wurde. Wir hielten ihn Anfangs für todt, indessen hatte er sich nur einige Gelenke verstaucht, und konnte, wie Hr. Meria, unter den größten Qualen die Reise fortsetzen.

Mit Schaudern sahen wir dem Zeitpunct entgegen, wo auch die noch kräftigern von uns zum Gehen unfähig werden würden, indem kein Gold uns einen Sitz auf einem Cameel hätte verschaffen können, weil keines mehr ledig war. Der Gedanke an den schrecklichen Tod, den wir dann erleiden mußten, gab uns oft neue Kräfte, wenn wir im Begriff waren, niederzusinken. Oft nöthigten uns sogar die unsäglichen Schmerzen, die wir empfanden, sobald wir stehen blieben, wider unsern Willen fortzuschreiten. Denn es war nicht anders, als wenn wir uns auf einem glühenden Fußboden befänden, wo uns nur Bewegung einigermaßen vor dem Verbrennen sicher stellen konnte. Unser heutiger Marsch mochte gegen zehn Stunden in nördlicher Richtung betragen.

Wir brachten die Nacht auf einem Begräbnißplatze unfern des Meers zu. Die vielen Steinhaufen, die uns umge-

den, zeugten von der großen Anzahl der hier Begrabnen. Nachdem wir uns durch ein Bad im Meere erfrischt hatten, gingen wir zur Ruhe. Muscheln, Zwieback und ein Schluck Wein waren unser Abendbrod.

Um 6 Uhr Morgens brachen wir auf; immer an der Küste hinziehend, bemerkten wir viele Trümmer von gescheiterten Schiffen. Einige vom Zahn der Zeit benagte Maste zeugten von der entfernten Epoche jener Unglücksfälle. Die Küste bietet hier, südlich vom Cap Noun, einen wahrhaft grausenvollen Anblick dar. Zu keiner Zeit kann sich ein Fahrzeug derselben mit Sicherheit nähern; die brausenden Wogen, welche sich tiefe Höhlen in das Felsenufer gewühlt haben, drohen ihm augenblickliche Vernichtung. Die Küste erhebt sich über 250 Fuß über die Wasserfläche. Dumpf brauste die Brandung unter unsern Füßen, und ein frischer Seewind wehete uns Kühlung zu. Unser Weg war ungleich besser, als die vorigen Tage; wir zogen rasch vorwärts, und befanden uns nach drei Stunden am Rande eines Abgrunds, der uns den Weg versperrte. Er war gegen 300 Klaftern breit, und schien ehemals ein Fluß oder Arm des Meers gewesen zu seyn. Dieß Bette lief auf der einen Seite ins Meer aus; auf der andern erstreckte es sich, so weit unsre Blicke reichten, in südöstlicher Richtung in das Binnenland. An der Stelle, wo wir uns befanden, war es unmöglich, das jähe Ufer hinabzusteigen. Endlich mittelte Sidy Hamet eine Stelle aus, wo dieß anging; unsre Kranken mußten die Cameele verlassen, und wir ließen den gefährlichen Abhang glücklich im Rücken. Ungleich schwieriger war es indeß, das entgegengesetzte Ufer zu ersteigen. Nach unsäglicher

Anstrengung, durch welche insbesondre Hr. Mexia der Verzweiflung und dem Tode nahe gebracht wurde, langten wir auf der Höhe an, wo wir uns ein wenig im Schatten einiger Felsen ausruhen durften. Es war das erstemal, so lange wir reisten, daß wir uns vor den versengenden Sonnenstrahlen schüzzen konnten.

Als Ragel, der mit den Cameelen einen großen Umweg hatte machen müssen, zu uns gestoßen war, mußten wir wieder aufbrechen. Wir kamen noch durch einige minder tiefe Schluchten, in denen wir von Zeit zu Zeit Haufen sehr weißen und schön crystallysirten Salzes antrafen, neben welchen Schilfkörbe lagen. Sidy Hamet erzählte mir, daß die nach Timectou *) reisenden Caravanen einen Theil ihrer Ladungen aus diesem Salze machten. — Nachdem wir gegen neun Stunden zurückgelegt hatten und die Nacht schon eingebrochen war, begaben wir uns zur Ruhe, und genossen eines tiefen Schlafes, aus dem wir durch die lärmenden Gebete der Araber geweckt wurden. Es wurde uns angekündigt, daß wir uns gleich reisefertig machen sollten, indem wir heute einen sehr starken Marsch vor uns hätten. Um uns gehörig darauf vorzubereiten, leerten wir zur großen Freude der Monslemins den Rest unsres Weins aus. Wasser war nicht zu erhalten; Letztre vertrösteten uns darauf, daß wir bald dessen in Ueberfluß antreffen würden. Bis Mittag ertrugen wir den Durst ohne große Qualen; dann führte uns unser Weg aber wieder in eine sandige Gegend, wo die Hitze so unerträglich wurde, daß

*) Timbuctu.

wir auf der Stelle vor Durst umkommen zu müssen glaubten. Ich war so abgespannt und so fest überzeugt, daß ich diesen Tag nicht überleben könnte, daß es mir nicht in den Sinn kam, ein Paar schöne Diamanten, die mir in den Sand entfielen, wieder aufzuheben. Plötzlich zeigte sich in einer Entfernung von drei Viertelstunden ein beträchtlicher Wasserspiegel. Dieser Anblick gab uns neue Kräfte; wir schleppten uns eifrig darauf zu. Er schien vor uns zu fliehen. Wir standen die Qual des Tantalus aus, sahen uns überall von Wasser umgeben, das wir nicht erreichen konnten, und erkannten endlich, daß wir durch eine optische Täuschung geäfft wurden. Der Boden war weit und breit mit einer Salzkruste bedeckt, welche die Sonnenstrahlen so zurückwarf, daß sie in einiger Entfernung wie Wasser erschien. — Obgleich die Entdeckung dieses Betrugs uns nicht wenig niederschlug, so waren wir doch durch die außerordentliche Kraftäußerung, zu welcher derselbe uns veranlaßt hatte, in die Nähe des Orts gelangt, wo wirklich Wasser anzutreffen war. Sidy Hamet suchte lange zwischen einigen Sandhügeln, ehe er den Brunnen entdeckte; allein er war seiner Sache dabei so gewiß, wie wir in einem civilisirten Lande um das Dasein irgend eines Gasthofs bestimmt wissen. Das Leben von sechs Menschen hatte an der Entdekkung einer kleinen Quantität fauligen Wassers gehangen; bald war durch die Gier, mit welcher wir tranken, der Vorrath fast ganz erschöpft, und wir behielten noch grade genug übrig, die Schläuche zu füllen. Auf dem Grunde des Lochs saß eine Kröte, als wenn sie zum Wächter dieser köstlichen Quelle bestellt wäre. Wir wollten sie, ehe wir tranken, herauswerfen; doch die Araber gaben dieß nicht zu. Wir begnügten

uns also damit, ihr eine trockne Wohnung zu verschaffen.

Als wir den Brunnen verließen, bemerkten wir in nordöstlicher Richtung einen Berg, welcher Spuren von Vegetation zu haben schien, und auf den uns unser Weg zuführte. „Dort, sagte Sidy Hamet mit einer Art von Stolz, indem er auf den Berg zeigte, fängt das Land der Monslemins an, und bald werden wir bei meiner Familie eintreffen." — Das Land, durch welches wir jetzt zogen, hatte ganz das Ansehen, als habe es ehemals zum Meere gehört, und jener Berg war nichts als ein jähes Ufer, das sonst von den Wogen bespült worden war. Als wir an seinem Fuße angekommen, erwarteten wir den Anbruch der Nacht, weil Sidy Hamet sich vor dem Ueberfall einiger seiner Feinde fürchtete, und setzten dann unsre Reise bis 11 Uhr des Nachts fort. Gern hätte unser Herr noch heute seine Familie erreicht, allein er mußte sich nach uns richten, da es uns unmöglich war, einen Schritt weiter zu gehen. Wir legten uns also zur Ruhe, ohne die geringste Vorstellung von der Gegend zu haben, in der wir uns befanden.

Bei Sonnenaufgang erblickten wir in Osten eine niedrige Bergkette, die etwa acht Stunden von uns entfernt war, und mit der drei Stunden entfernten Meeresküste parallel lief. Wir schlugen einen Weg in nordöstlicher Richtung ein. Das Ansehen der Gegend hatte sich merklich verändert. Zwar trafen wir noch keine Bäume an, allein der Boden war, so weit das Auge trug, mit Gesträuppe bedeckt, dessen Grün unsern Augen sehr ungewohnt erschien. Dieß nicht sehr hohe, aber sehr dichte Kraut machte unsern Marsch sehr beschwerlich, weil wir

oft große Umwege machen mußten, um ihm auszuweichen. Sidy Hamet schien auf die Menge desselben ordentlich stolz zu seyn, und sagte öfters: N'Sara Monslemins bezzeif darmousse, Christ, die Monslemins haben viel Darmousse. Dieß letztre Wort ist der Name der Pflanze. Ich halte sie für eine Art Wolfsmilch (Euphorbia). Schade ist es, daß sie weder Annehmlichkeit, noch Nutzen gewährt; erstre nicht, weil sie zu niedrig ist, als daß man sich ihres Schattens erfreuen könnte; letztern nicht, weil sie einen schädlichen milchartigen Saft enthält.

Eine andre Pflanze, die vermischt mit den Darmoussen wächst, aber wegen ihrer Brauchbarkeit mehr geschätzt wird, ist der Chê. Sie dient den Heerden der Monslemins als Futterkraut, und die Einwohner selbst pflegen damit der Cameelsmilch einen angenehmen Geschmack zu geben. Sie ähnelt an Gestalt einem Lavendelstocke, und an Geruch dem Thymian.

Alles deutete darauf hin, daß wir uns einem bewohnten Lande näherten. So sehr wir dieß indeß auf der einen Seite wünschten, so mußte uns doch der Gedanke, daß wir Gegenstände des Abscheus für die Einwohner seien, wieder mit Furcht erfüllen. — An dem Orte, wo Sidy Hamet sein Lager zu finden erwartet hatte, war keine Spur davon. Wir brachten den ganzen Tag damit zu, es zu suchen, ohne daß es uns glückte, und hielten dann in einer Schlucht Nachtruhe.

Bei Tagesanbruch entfernte sich Sidy Hamet mit einem alten Araber, der sich zu uns gesellt hatte, um sein Lager aufzusuchen. Auch Ragel, den wir nie wieder sahen, trennte sich von uns, und wir blieben mit den Cameelen und einigen jun-

gen Arabern zurück. Nach sechs Stunden kam der alte Mann allein wieder, und kündigte uns an, Sidy Hamet erwarte uns in seinem Lager. Nachdem wir zwei Stunden lang fortgezogen waren, hörten wir ein ungewöhnliches Geräusch vor uns, und bald sahen wir einige niedrige Zelte von Buschwerk und zahlreichen Heerden umgeben. Von allen Seiten eilten Araber auf das Lager zu, theils zu Fuß, theils auf Cameelen reitend. Bei unsrer Ankunft geriethen die Weiber und Kinder so in Furcht, daß sie die Flucht ergriffen; nur Sidy Hamets Weib, das an Wuchs und Anstand über den Andern stand, kam uns entgegen, und wies uns ein Zelt an, das zu unserm Empfang bereitet worden war. Wir begaben uns sogleich hinein, um uns den Blicken des frechen Haufens zu entziehen, den die Neugierde um uns versammelt hatte.

Leider war das Schrecken, welches wir Anfangs Weibern und Kindern eingeflößt hatten, sehr vorübergehend. Bald fielen dieselben über uns her, und thaten uns allen denkbaren Schimpf an. Die Frauen, die meist kein unangenehmes Aeußere hatten, spien uns ins Gesicht, und wenn sie uns in ihrem Eifer, uns herabzuwürdigen, von ungefähr berührten, so spuckten sie augenblicklich in ihre Hände, um sie zu reinigen, und dadurch den Ekel und Abscheu, den wir ihnen einflößten, zu bezeigen. Die Männer, die sich bald zu diesen Quälgeistern gesellten, drückten auf eine zwar minder leidenschaftliche, aber eben so grausame Weise den Haß aus, den sie gegen uns hegten. Ohne für das Alter und die Leiden des Hrn. Mexia die mindeste Achtung zu bezeigen, setzten sie ihm ihre Dolche auf die Brust, und Hr. Chalumeau, den ein Araber entkleiden

wollte, wurde eben so bedroht. Zuletzt liefen wir Gefahr, gesteinigt zu werden, wenn nicht Sidy Hamet auf unser Geschrei den lästigen Haufen in Zaum gehalten hätte. Er that dieß indessen auf eine Art, die das innige Wohlgefallen, welches er an unsern Qualen fand, nicht verkennen ließ. Er befahl alsdann, man solle uns zu essen bringen, worauf eine Negerin uns eine Art Gebacknes vor die Füße warf, das uns vortrefflich schmeckte, und bald vergaßen wir im tiefen Schlafe unserer Leiden.

Bei Tagesanbruch versammelten sich die Frauen von Neuem um uns. Vorzüglich fielen uns zwei Töchter Sidy Hamets von ausgezeichnet schöner Gestalt durch ihre beispiellose Frechheit zur Last. Ihre Tracht bestand aus einem einzigen Stück Wollenzeug, das über den Schultern zugeknöpft war, und bis zu den Füßen herabhing. Das andre Geschlecht schien uns im Allgemeinen sehr wohlgebildet. Alle hatten Zähne so weiß wie die Milch, die ihre Hauptnahrung ausmacht, und sehr lebhafte seelenvolle Augen, deren Glanz durch die blauen Ringel, die sie um dieselben malen, sehr gehoben wurde. Die Nägel färben sie sich an Händen und Füßen roth; ihr geflochtenes und gesalbtes Haar verzieren sie mit Knöpfen, Schlüsseln und anderm Flitterkram. Bei einigen bemerkte ich schöne Englische Uhrgehäuse. Andre weit seltnere Zierrathen sind silberne Agraffen, die das Gewand am Busen festhalten, und silberne Ri gen, die ganz unsern Hundehalsbändern gleichen, und über den Knöcheln angebracht werden.

Die Wuth, welche sie zuvor gegen uns an den Tag gelegt hatten, war jetzt einer ermüdenden Neugierde gewichen.

Alle wollten wissen, ob wir verheirathet wären, ob wir Kinder hätten; wie viel deren wären rc. Während sie uns ausfragten, suchten sie sich unsrer wenigen Kleidungsstücke zu bemächtigen. Vorzüglich reizte mein Ueberrock ihre Habgier, weil er mit Seide gefüttert war. Um ihrer los zu werden, riß ich das Futter heraus, und trat es freiwillig an Sidy Hamets Ehefrau ab. Ohne das geringste Zeichen von Erkenntlichkeit nahm sie es, und wandte es als Kopfputz an. — Die Meisten von uns gaben sich für Familienväter aus, weil dieß unsrer Lage angemessen schien, und suchten durch die große Anzahl der Kinder, die sie sich zuschrieben, das Mitleid der Frauen zu erwecken. Die Fragen, die sie mit der größten Schnelligkeit an uns richteten, waren indeß meistens äußerst abgeschmackt, und einige trieben die Einfalt so weit, daß sie sich erkundigten, ob es in unserm Vaterlande Frauen gebe.

Ich benutzte die geschwätzige Laune der Weiber, um mich in der Abwesenheit der Männer aus dem Zelte zu stehlen, in welchem wir bisher gleichsam belagert gewesen waren, und das Lager in Augenschein zu nehmen. Es enthielt nicht mehr als zwölf Zelte, die auf einer Fläche von ungefähr 300 Toisen in Umfang vertheilt waren. Sidy Hamets Zelt war niedriger und geräumiger, als die übrigen, und in dem Mittelpunct des Lagerplatzes aufgeschlagen. Das Innere desselben enthielt einen Teppich, während in den übrigen nur eine Schilfmatte ausgebreitet war. Diese dient der ganzen Familie zur Schlafstätte. Einige Böcke, an denen die Schläuche aufgehängt werden, und hölzerne Gefäße sind fast die einzigen Geräthschaften dieser umherschweifenden Leute. — Gegen Mittag hörte wegen der Sonnengluth alle Regsamkeit im Lager auf. Nur einige

Frauen beschäftigten sich am Eingang der Zelte damit, Gerste zum Abendessen zwischen zwei Steinen zu zermalmen. Andre spannen Cameelhaar. Gegen Abend wird die Landschaft belebter. Von allen Seiten kommen Reisende an, die gastfrei aufgenommen werden. Bald verwandelt sich das Lager in eine Moschee, und alles versammelt sich zum Gebete. Nach vollbrachter Andacht wird das Abendessen eingenommen, wobei sich erst die Gäste sättigen, ohne daß der Wirth früher etwas anrührt, und nur die Honneurs macht. Jetzt kommen die Heerden von der Weide zurück, und jedes Stück begiebt sich von selbst vor das Zelt, zu dem es gehört. Die Ziegen und Cameelstuten werden von den Weibern gemolken, und im ganzen Lager herrscht das regeste Leben, während die Luft von dem lauten Geblöcke des Viehs widerhallt. Dieses vielstimmige Geräusch macht dann einem tiefen Schweigen Platz. Alles begiebt sich zur Ruhe. Die Todesstille der Wüste scheint sich dem Lager mitgetheilt zu haben, und wird erst durch die Rückkehr der Morgenröthe gestört.

Gegen Mitternacht erschien ein Weib in unserm Zelte, und forderte uns mit Ungestüm Geld ab, indem sie uns im Weigerungsfalle mit ihrer ganzen Rache drohte. Es war Sidy Hamets Frau. Nachdem wir ihr betheuert hatten, daß wir selbst keines mehr besäßen, entfernte sie sich voll Ingrimm mit der größten Eilfertigkeit. — In der Morgendämmerung kam ein Häuptling, den wir noch nicht gesehen hatten, in unser Zelt, schüttelte Scheult und Affilé aus dem Schlafe, und befahl ihnen mit barschem Tone, ihm zu folgen. Man wollte uns trennen, allein wir widersetzten uns ernstlich. Sidy Ha-

met wurde durch den Lärm herbeigezogen, und wollte uns mit Gewalt auseinanderreißen. Wir nahmen ihn daher auf die Seite und boten ihm Geld an, wenn er uns beisammen lassen würde. Ein Goldstück, das ihm Souza mit der Versicherung, es sei das Letzte, in die Hand drückte, änderte plötzlich seinen Entschluß. Die Araber versuchten auf seinen Befehl nicht weiter, uns zu trennen. Warum er aber nicht sogleich eine allgemeine Untersuchung mit uns vornahm, da er noch mehr Gold bei uns vermuthen konnte, weiß ich mir nicht anders zu erklären, als daß er befürchtete, er müsse seinen Raub mit seinen Gästen theilen, indem der größte Theil seiner Leute noch abwesend war.

Bei Tagesanbruch entfernten sich die Reisenden, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, und zogen nach der Gegend zu, wo wir gescheitert waren. Zum Theil schlugen sie auch andre Wege ein, in der Hoffnung, neue Gastfreundschaft zu finden. In welchem bewunderungswürdigen Umfang wird diese Tugend von den Arabern geübt! In dem Zelte der ärmsten Familie, wie des reichsten Häuptlings, findet der Reisende gastfreie Aufnahme, und kann daher ohne alle Kosten auf seinem schnellfüßigen Cameele die ausgedehntesten Länder durchreisen.

Mit Staunen sahen wir bald darauf die Zelte im Lager abbrechen. Sidy Hamet hatte Befehl zum Aufbruch gegeben. In weniger als einer halben Stunde war schon Alles reisefertig, und setzte sich nach Süden zu in Bewegung. Die Heerden zogen voran, und bald sahen wir uns mit Sidy Hamet, einem andern Moslemin, der zwei Cameele aufzäumte, und einem jungen Manne, der uns aufmerksam betrachtete, ganz

allein auf dem alten Lagerplatze. Der Letztre war mit einem Säbel bewaffnet, hielt ein artiges Pferd an der Hand, und schien zu unsrer Begleitung bestimmt. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß man nicht die Absicht hatte, uns in südlicher Richtung dem Zuge nachzuführen.

Fortsetzung der Reise. Ankunft in Seids Lager. Sheik Beirouc. Ankunft und Aufenthalt zu Ouad noun.

Es mochte gegen 10 Uhr Morgens seyn, als uns Sidy Hamet Befehl zum Aufbruch ertheilte. Er allein wußte, wohin die Reise ging; indessen vermutheten wir, daß man uns zum obersten Häuptling der Monslemins führe, weil er uns beständig vom Akbar Reis vorplauderte. Er wiederholte uns mehreremal, daß Seid (der junge Mann, dem das Pferd gehörte) sein Beurmane (Milchbruder) sei, und suchte uns vorzüglich zu überzeugen, daß derselbe seen bezzeif (viel gut) sei. So schien er mir auch die erste Zeit; doch fand ich später, daß sein Aeußeres noch trügerischer sei, als das seines Bruders. Der Letztre hatte uns schon durch falsche Versprechungen hintergangen. So hatte er uns auf unserm mühseligen Marsche, wenn wir im Begriff waren, der Anstrengung zu unterliegen, immer darauf vertröstet, daß wir jeder ein Cameel erhalten sollten, sobald wir in seinem Lager angekommen wären, und dennoch begleitete uns jetzt eines weniger, als früher. Die Herrn Meria und Souza befanden sich mit unserm geringen Mundvorrath auf ein und demselben Thiere. Wir üb-

rigen waren zu Fuße, und würden ohne Zweifel unterwegs liegen geblieben seyn, wenn uns unsre Herren nicht gestattet hätten, uns zuweilen auf ihre Thiere zu setzen. Das Reiten auf dem noch nicht ganz gezähmten Cameele war übrigens für uns mit nicht geringer Gefahr und Unbequemlichkeit verbunden. Oft ging es mit uns durch, und dann war es possierlich anzusehen, wie wir uns an den Höcker desselben anklammerten, und herumgeworfen wurden. Dagegen regte sich in mir ein gewisser Stolz, als ich das erstemal ein Arabisches Pferd unter mir fühlte, und in der Wüste Sahara eine Strecke Wegs galoppiren konnte.

Seid ging oft mit mir weit vor unsrer kleinen Caravane her. Er plauderte gern, und schien mir, wie gesagt, recht gutmüthig. Ich benutzte seine Gesprächigkeit, um mir die Kenntniß einiger Arabischen Wörter zu erwerben. Plötzlich rannten ungefähr 100 Schritte von uns ein Trupp Strauße mit Blitzesschnelle vorüber. Seid lachte über den Eindruck, den dieses mir neue Schauspiel auf mich zu machen schien, und erzählte mir, daß es in der Gegend, wo wir uns befanden, dieser Vögel in Menge gebe.

Um 6 Uhr Abends trafen wir in sechs Zelten einige äußerst arme Familien an. Indessen konnten sie uns doch einen Topf leihen, in welchem wir aus Mehl und Wasser, womit wir selbst versehen waren, eine Art Brod buken. Wie glücklich schätzten wir uns, als wir diese Grundlage aller Nahrung wieder einmal genießen konnten, nachdem wir diese so lange entbehrt hatten. Obgleich dieß Gebäck vom Brode nicht viel mehr als den Namen hatte, und von erstaunlicher specifischer

Schwere war, so aßen wir es doch ganz heiß hinunter, tranken einen Schluck salziges Wasser hinterher, und ich erinnere mich nicht, köstlicher geschmaust zu haben.

Den 26. brachen wir mit dem Morgen auf; die Gegend war noch immer mit Darmoussen und Ché bedeckt, hie und da stand auch eine Art niedriger Sträucher, die Seid Ramada nannte. Mit der größten Ungeduld begehrten wir, an fließendes Wasser zu kommen. Unsre Führer versicherten uns, daß wir bald an einen Ort kommen würden, wo viel Wasser sei. Nach ihrer Beschreibung zu schließen, erwarteten wir, zum mindesten einen Fluß anzutreffen. Zur Mittagszeit kamen wir wirklich an einen Brunnen, aus welchem Wasser in Menge hervorquoll. Derselbe war von unzähligen Cameelen und Ziegen umgeben, die hier getränkt wurden. Von weit und breit zogen die Monslemins mit ihrem Vieh herbei, welches unfern des Brunnen aus ledernen Trögen soff, die auf hölzernen Gestellen ruhten. Araber und Neger schöpften das Wasser mit ledernen Säcken, und schütteten dasselbe unaufhörlich in die Tröge, die gleich wieder ausgeleert waren. So wie die getränkten Thiere abtraten, wurden sie sogleich durch andere ersetzt, die ungeduldig nach Wasser lechzten.

Wir betrachteten dieses Drängen und Treiben mit neugierigen Blicken; allein leider konnten wir nie neue Bekanntschaften machen, ohne neuen Beleidigungen ausgesetzt zu seyn. Beispiellos war insbesondere die Unverschämtheit der Neger. Zum Glück ließ uns Sidy Hamet etwas weiter bis an den Fuß eines Hügels ziehen, wo wir auch Wasser antrafen und unsern Durst in Ruhe löschen konnten. Nach einer Stunde

brachen wir wieder auf, erstiegen den Hügel und fanden jenseits desselben einen salzigen Bach, an dessen Ufern einige weidenähnliche Büsche wuchsen. Der Ort mochte ungefähr acht Stunden vom Meere entfernt seyn, und war nicht ganz von Futterkräutern entblößt. Hier ließ Seid zu unserer großen Betrübniß sein Pferd zurück, welches sehr abgetrieben war. Gegen fünf Uhr hielten wir bei einigen Zelten an, welche von Seids Verwandten bewohnt wurden, nachdem wir heute immer in nordöstlicher Richtung gereist waren.

Tags darauf kamen wir gegen zwölf Uhr an das abschüssige Ufer eines ausgetrockneten Flusses. Wir stiegen in das Bette, oder wenn man will, enge Thal hinab, das südöstlich, so weit unsre Blicke reichten, kein Ende hatte, und sich auf der entgegengesetzten Seite ins Meer verlief, welches von unserm Wege sieben Stunden links entfernt war. Mitten im Thale erhoben sich zwei runde Felsen, die nur zweihundert Schritt von einander entfernt waren, und sich so ähnlich sahen, daß man sie eher für ein Kunstproduct als für ein Naturspiel hätte halten sollen. Es mußten einst Inseln gewesen seyn, denn ungefähr zwanzig Fuß unter ihrer Spitze sah man deutliche Spuren von dem Wasser, das sie ehemals umflossen hatte. Das sie umgebende Terrain hatte ganz das Ansehn von ausgetrocknetem Schlamm, und war nur hie und da von Sandstreifen bedeckt, die der Wind herbeigeführt hatte.

Eben verschwand die Sonne unter dem Horizont, als Seid mich auf ein beträchtliches Lager aufmerksam machte. Es war kein andres, als das seinige. Nach viertelstündigem Marsche waren wir in demselben und erfuhren, daß wir hier

die Ankunft des Scheik Beirouc erwarten sollten. Man räumte uns ein Zelt ein, und wir mußten daselbst von den Weibern ungefähr dieselbe üble Behandlung erdulden, wie in Sidy Hamets Lager. Indessen machte die Gewöhnung an dergleichen Beschimpfungen schon ihren Einfluß auf uns geltend; auch beschäftigten uns unsere physischen Leiden zu sehr, als daß wir jene sehr hätten beachten sollen.

Die Ruhe war uns so sehr zum Bedürfniß geworden, daß wir den Aufenthalt im Lager als einen sehr günstigen Umstand betrachten mußten. Herr Chalumeau, der den Bäcker machte, beschäftigte sich einstweilen damit, den Teig in einem hölzernen Gefäße zu kneten, während ich und die Uebrigen die Frauen von unserm Mehl abhielten, welches sich durch ihre fortwährenden Diebereien beträchtlich verminderte. Wir lernten indeß von ihnen das Verfahren, welches sie in den seltnen Fällen, wo sie Brod backen, anwenden. Man gräbt ein Loch in den Sand, füttert den Boden desselben mit heißen Steinen aus, und legt auf diese den Teig. Dann verschüttet man die Höhle mit Sand, und unterhält über derselben so lange ein lebhaftes Feuer, bis man glaubt, daß das Brod ausgebacken sei. Unser Brennmaterial war einiges Strauchwerk, das wir in der Umgegend zusammensuchten.

Gegen Abend kamen die Arabischen Familien, bei denen wir die vorige Nacht zugebracht hatten, bei uns an. Durch eine zu ihnen gehörige Frau wurde die Ruhe im Lager auf kurze Zeit gestört. Diese lief mit unbeschreiblicher Wuth und einem Säbel in der Faust auf unser Zelt zu. Schon glaubten wir zum Gegenstand ihrer Rache ausersehen zu seyn, als

sie plötzlich auf eine der uns umgebenden Frauen losstürzte, und der Alten mehrere wüthende Hiebe über den Kopf beibrachte. Sidy Hamet legte sich sogleich dazwischen, und berichtete uns, die alte Araberin gehöre in ein benachbartes Lager, und habe vor einigen Tagen der Andern Sohn umgebracht. Dieser Auftritt brachte eine allgemeine Gährung hervor, und konnte ernsthafte Folgen nach sich ziehen, da die Männer die eine oder die andre Partei ergriffen. Endlich gelang es, die Weiber aus einander zu bringen, und alsbald entfernte sich die Alte unter lautem Hohngelächter und einem Hagel von Steinen, bis sie zwischen den Sandhügeln verschwand.

Kaum war die Ruhe im Lager wieder hergestellt, als zwei Reisende auf einem ungewöhnlich großen Cameel anlangten. Sidy Hamet, Seid und fast alle Monslemins standen sogleich auf, und gingen ihnen entgegen. Seid führte das Cameel vor unser Zelt, und ließ es niederknieen; die Reiter stiegen ab und betrachteten uns aufmerksam. Der Jüngere von ihnen, gegen den man sich vorzüglich ehrfurchtsvoll bezeigte, schien gegen vierunddreißig Jahre alt, und war weit ausgesuchter gekleidet, als Seid und die übrigen Monslemins. Er war von mittler Statur, und starkem, proportionirtem Körperbau; alle seine Bewegungen waren lebendig, sein Auge feurig, sein Kinn bartlos, und seine Farbe dunkel, fast schwarz. Es ergab sich, daß er der Anführer der Monslemins, der schon so lang erwartete Scheik Beirouc sei.

Seid beeiferte sich, ihm als Wirth alle mögliche Aufmerksamkeit zu bezeigen. Man stieß uns in einen Winkel zurück, und breitete dann einen Teppich aus, auf den sich Beirouc

niederließ, und seine Pfeife rauchte, und uns mit stolzem Blicke betrachtete. Dann nahm er einen würdevollen Anstand an, der allen Gegenwärtigen Ehrfurcht einflößte, und theilte mit lauter Stimme seine Bemerkungen über uns mit, durch welche das Zwerchfell der ihn umgebenden Höflinge fortwährend in Erschütterung erhalten wurde. Ihm zur Seite lagen Dolch und Flinte, die beide vorzüglich schöne silberne Garnituren hatten. Er verlangte mein Urtheil über die Flinte, und fragte mich, ob sie ein Französisches oder Englisches Gewehr sei. Es war eine sehr schöne Französische Jagdflinte; auf der Batterie war deutlich: Manufacture d'armes de Charleville zu lesen. Bei Erblickung des Namens meiner Vaterstand gerieth ich um so mehr in Bewegung, da mein Vater sonst einen bedeutenden Antheil an der Gewehrfabrik gehabt hatte.

Das gesellige Vergnügen wurde durch den Einbruch der Nacht nicht gestört, sondern dauerte bis früh Morgens. Nach dem Gebete ließ sich Beirouc nebst seinem Begleiter El Abaid, Seid, Sidy Hamet und einigen andern Arabern etwa hundert Fuß von dem Zelte an einem Sandhügel nieder, und hielt eine lange Conferenz mit ihnen. Nachdem sie lange hin und her gestritten, uns oft angesehen, und oft an den Fingern gerechnet hatten, befahl man uns, heranzutreten. Der Scheik nahm uns vom Kopf bis zum Fuße und von allen Seiten in Augenschein und betrachtete vorzüglich das Innere unsrer Hände mit sachverständiger Miene. Es handelte sich offenbar darum, den Werth unsrer Personen zu bestimmen, waraus sich sehr natürlich erklären ließ, daß Beirouc uns herabwürdigte, während Sidy Hamet uns, als seine Waare, aus allen Kräften herausstrich.

Wir waren also kraft eines Kaufcontracts das Eigenthum eines andern Herrn geworden, ohne dieß indeß genau zu wissen. Hätten wir über diesen Umstand Gewißheit gehabt, so würde uns dieß viel Unruhe erspart haben. Während wir wegen der häufigen Unterhandlungen der Araber in der quälendsten Ungewißheit schwebten, rief mich Seid in sein Zelt herein. Kaum war ich eingetreten, als er mit dem Säbel in der Faust auf mich zusprang und mein Geld verlangte. Geld hatte ich zwar nicht, allein ich fürchtete, einige Kleinodien zu verlieren, die ich verborgen bei mir trug. In der Ueberzeugung, daß Seid mich ohne Vorwissen des Scheiks ausplündern wollte, widersetzte ich mich ihm und entwand ihm seinen Säbel. Auf den Lärm, den wir erregten, kamen die Araber und Beirouc selbst an den Eingang des Zeltes herbeigelaufen. Letztrer ertheilte sogleich Befehl, uns aus dem Lager zu schleppen und zu untersuchen, ob sich Gegenstände von Werth in unsern Kleidern befänden. Man gehorchte. Bei Herrn Souza wurde alsbald der mit Goldstücken gefüllte Hosenträger entdeckt. Sidy Hamet stieß bei Erblickung desselben einen Schrei aus, den ihm Staunen und Wuth entriß. Er schoß wüthende Blicke auf uns, während sich Freude in Beiroucs Zügen malte. Wir sahen daraus, daß dieser jetzt allein ein Recht auf die geraubten Gegenstände hatte.

Die unerwartete Entdeckung dieses Goldes veranlaßte eine fernere Durchsuchung. Ich zitterte für einen sehr schönen Ring, der wegen seiner Größe schwer zu verbergen war, nicht sowohl, weil er für mich jetzt viel Werth gehabt, als weil ich ihn ungern in den Händen der Araber gesehen hätte. Nur aus dem letztern Grunde ließ ich ihn zu Boden fallen, ver-

scharrte ihn sogleich im Sande und machte mit dem Fuße ein Zeichen daneben, um ihn bei schicklicher Gelegenheit wieder zu mir zu nehmen. Glücklicherweise hatten die Araber nichts davon gemerkt; als die Durchsuchung vorüber war, und wir uns von unserm Schrecken ein wenig erholt hatten, schickte ich Assilé nach dem Ringe. Er war so glücklich, ihn zu finden. Allein wie war es möglich, ihn ferner zu verbergen, da wir bis auf die Haut ausgezogen worden waren? Durch ein Mittel, auf das man schwerlich verfallen wird. Der eine Backen Assilés war durch beständiges Tabackskauen so ausgehöhlt, daß er den Ring bequem darin unterbringen konnte. Dieser brave Mensch, den wir wegen seiner Redlichkeit und edlen Denkungsart sehr schätzen lernten, versicherte mir sogar, es mache ihm dieß, wegen der Täuschung, die dadurch veranlaßt werde, wahres Vergnügen. Vier Monate lang führte er ihn auf diese Weise Nacht und Tag bei sich, und nahm ihn nur mit der größten Vorsicht heraus, wenn er essen wollte. Da ich in der Folge durch auswärtige Unterstützung nicht genöthigt wurde, den Ring in Geld umzusetzen, so bewahre ich ihn noch jetzt auf.

Die Behandlung, die wir erfuhren, hätte uns alle Sorgen für eine schlimmere Zukunft ersparen können. Sidy Hamets Zorn, der sich seit der Entdeckung des Goldes gleichgeblieben war, verdoppelte indessen das Schrecken, das sich unsrer bemächtigt hatte. Es wurde noch vermehrt, als man uns gegen Abend ohne die mindesten Vorbereitungen und bevor uns die geringste Nahrung war gereicht worden, den Befehl zur Abreise ertheilte. Wir waren alle überzeugt, daß man uns zwischen einigen Sandhügeln niederschießen würde.

Unsre Besorgniß erreichte den höchsten Grad, als die Dunkelheit einbrach, und wir in südlicher Richtung abgeführt wurden. Beirouc und Sidy Hamet gingen mit ihren Flinten vor uns her. Während uns ein Dutzend Monslemins, gleichfalls mit Gewehren versehen, vor sich hertrieben. Nach einer Viertelstunde erreichten wir ein andres Lager, und wir sahen nun, daß nur die Veränderung unsres Quartiers beabsichtigt wurde. Warum indeß Beirouc uns nicht länger in Seids Lager lassen wollte, ist mir bis jetzt noch unbekannt.

Wir schliefen mit unsern Führern unter einem Zelte, und erhielten um ein Uhr Morgens die Ueberbleibsel eines Mehlbreies und ein wenig Milch. Wir waren so reizbar und muthlos, daß die unbedeutendste Drohung dieser Leute uns für unser Leben bange machte, während die kleinste Aufmerksamkeit, die sie uns bewiesen, uns mit neuer Freude und Hoffnung erfüllte.

Beim Schimmer der Morgenröthe ließ Cheik Beirouc den Befehl zum Aufbruch ergehen. Es wurden mehrere Cameele vor unser Zelt geführt und jedem sein Platz auf denselben angewiesen. Herr Meria und ich erhielten eines zusammen. Die Herren Scheult und Chalumeau bestiegen ein zweites, und Souza und Affilé ein drittes. Wir trabten scharf vorwärts; allein bei unsrer großen Schwäche und Unerfahrenheit in dieser Art zu reisen, sagte uns dieselbe sehr wenig zu, und wir machten auf den Thieren eine so lächerliche Figur, daß selbst unsre Führer bisweilen zu einem Lächeln darüber genöthigt wurden. Beirouc ritt beständig uns zur Seite, während Sidy Hamet und El-Abaïd den Nachtrab bildeten, sich be-

ständig über uns unterhielten, und einen Plan gegen uns zu verabreden schienen. Seid begleitete uns nicht, sondern kehrte in sein Lager zurück. — So lange unsere Cameele trabten, konnte keiner von uns, wegen des heftigen Stoßens, ein Wort hervorbringen. Wir hatten vollauf damit zu thun, uns an dem Sattel oder unserm Cameraden festzuhalten, um uns vor einem gefährlichen Sturze zu sichern. Sobald wir aber anfingen, langsamer zu reiten, ließ sich Beirouc, nach seiner gewöhnlichen Gesprächigkeit, über verschiedne Gegenstände in eine Unterredung mit uns ein. Ich hatte schon so viel Arabisch erlernt, daß ich seine Reden zum Theil verstehen und beantworten konnte. Mehreremale rühmte er mir den Nutzen der Cameele, den wir seiner Meinung nach nicht hoch genug anschlugen. „Djemel Sefineh Sahara" (das Cameel ist das Schiff der Wüste) sprach er, „und das hat noch nie Schiffbruch gelitten," setzte er lachend hinzu.

Unter solchen Gesprächen waren wir stets ostwärts fortgeritten, und die Gegend bot immer mehr Abwechslung dar. Schon entdeckten wir einige Dammerde, die zwar noch immer mit Darmoussen bedeckt war, allein auch viele Büsche und andre Pflanzen hervorbrachte, wodurch die Landschaft viel freundlicher wurde. Gegen eilf Uhr erklimmten wir einige hohe, mit Heide bewachsene Berge, und bemerkten an ihrem jähen Abhang die ersten begangenen Pfade, welche wir zeither nirgends angetroffen hatten. Von dem Gipfel derselben ließen wir unsre Blicke auf der gegenüberliegenden Landschaft umherschweifen, und sahen eine bewohnte unermeßliche Ebene vor uns, in welcher das Auge auf allen Seiten beträchtliche Lagerplätze erblickte, die zum Theil von runder Gestalt waren, und sechzig bis acht-

zig Zelte enthielten. Die Ebene war mit Vieh und Menschen, die sich auf verschiedene Arten beschäftigten, bedeckt. Schon zeigten sich einige Spuren von Ackerbau. Die um die Lagerplätze liegenden Gerstenfelder waren eben abgeerndtet. — Wir ritten nun auf einem gut gebahnten, betretenen Wege weiter. Auf beiden Seiten jagten wir viele Hasen und Rebhühner auf, und beständig begegneten uns bewaffnete Reisende. Einige ritten, wie wir, auf Cameelen, die meisten aber auf kleinen, sehr schönen und muthigen Pferden. Sobald sie unsrer ansichtig wurden, sprengten sie im Galopp auf uns zu, und ließen eine Art Hurrah ertönen. Einige begnügten sich damit, uns laut auszulachen, andre gingen in ihrer Bösartigkeit so weit, daß sie sich Drohungen gegen uns erlaubten.

Um ein Uhr kamen wir an einen Brunnen, der dem sehr ähnlich war, welchen wir einige Zeit früher angetroffen hatten. Der Zugang zu demselben wurde uns durch mehrere tausend Stück Vieh aller Art sehr erschwert. Doch unser brennender Durst gebot, uns durchzudrängen, wodurch wir indeß das Mißfallen der Neger, die das Vieh hüteten, erregten. Kaum vermochte die Gegenwart Beiroucs uns vor ihren Beschimpfungen sicher zu stellen. Nach vieler Mühe gelang es uns, uns selbst und unsre Thiere mit Wasser zu versehen. Die letztern nahmen eine unglaubliche Menge zu sich. Als ich das meinige wieder bestieg, war dessen Leib so aufgetrieben, daß ich auf die gewöhnliche Art nicht reiten konnte, sondern die Beine auf einer Seite herabhängen lassen mußte.

Bei Sonnenuntergang gelangten wir in ein Thal, das sich von Osten nach Westen ausdehnte, und gegen eine Stunde

breit war. Zu beiden Seiten des Wegs waren Lagerplätze und Fruchtgefilde, von denen die Gerste so eben abgemäht und zum Dreschen in Mandel aufgeschichtet war. Dieß wurde hart am Wege von Pferden, Maulthieren oder Eseln verrichtet. Die Thiere waren zu acht bis zehn Stück an eine Leine gebunden, die an einem Pfahl befestigt war, und trabten unaufhörlich auf den Gerstenbüscheln umher, die man ihnen unter die Füße warf. Araber und Neger liefen mit ihnen im Kreise herum, und schlugen mit Stöcken auf sie los, aber ihr fortwährender monotoner Gesang schien den unglaublichen Eifer der Thiere weit mehr zu beleben, als die Schläge.

Wir waren wohl eine Stunde im Thale fortgezogen, als wir bei einem dem Cheik zugehörigen Zelte anhielten. Man konnte dasselbe als eine Art von Meierei betrachten, indem die umliegenden Getreidefelder dazu gehörten. Beirouc sagte uns, wir wären nur noch eine Tagereise von seiner Stadt entfernt, und würden den folgenden Tag vor Nachts daselbst eintreffen, und einige Zeit verweilen. Wir legten uns außerhalb des Zeltes zur Ruhe nieder.

Als wir uns den 2. Juli um sechs Uhr Morgens reisefertig machten, erhielten wir frische Lastthiere. Auf ein Maulthier setzte sich der Cheik und nahm Herrn Scheult hinter sich. Ich und Herr Mexia bestiegen ein zweites, und unsere drei übrigen Gefährten kauerten auf einem ungeheuern Cameele, und waren beständig in Gefahr, von ihrem unbequemen Sitz herabzufallen. Sidy Hamet und dessen Vertrauter El Abaid begleiteten uns auch ferner, und gaben uns beständig durch ihr ironisches Lächeln zu verstehen, daß sie uns übel wollten.

Um Mittag kamen wir durch ein trocknes Flußbette; in einigen hohlen Felsen, die den Grund bildeten, stand noch etwas Wasser. Ich fand dasselbe ungenießbar. Das Bett erstreckte sich von Osten nach Westen, und war an beiden Seiten von Felsen begrenzt. Auch mitten darin erhoben sich deren, die sonst kleine Inseln gebildet haben mußten. Zwischen diesen Felsen Felsen wuchsen Lorbeerrosen hervor, die in voller Blüthe standen und, soweit das Auge reichte, den Lauf des Flusses bezeichneten. Dieß bildete mit der allgemeinen Dürrung einen sehr angenehmen Contrast.

Die Gegend verlor jetzt wieder zum Theil ihr lachendes Ansehn, und wurde sehr steinig. Nirgends sah man eine Spur von Ackerbau, und nur hie und da zeigte eine halbverfallne Mauer an, daß auch dieß undankbare Land einst von Menschen bewohnt worden war. Wir trafen indessen zwischen diesen Ruinen den ersten Palmbaum an, und waren bereits einige Zeit durch diese Einöde gereist, als wir anhalten und absteigen mußten. Sidy Hamet, der sich wegen des Geldverlustes, den er erlitten, noch immer nicht zufrieden geben konnte, hatte nämlich von Beirouc die Erlaubniß erhalten, uns noch einmal für seine Rechnung zu durchsuchen. Nachdem dieß ohne die geringste Ausbeute geschehen, bestiegen wir unsre Thiere wieder und sahen bald Beiroucs Stadt in der Ferne liegen. Hinter derselben zog sich eine Bergkette hin, die unten mit Palmen bewachsen war. Auf diesem grünen Grunde konnte man die röthlichen Stadtmauern und einen beträchtlich hohen Thurm deutlich erkennen. Nahe bei der Stadt sahen wir links gegen zwanzig Neger in einem von vielen Felsen umgebenen Teiche baden. Rechts ließen wir den Palmenwald und einige bebaute

Gärten liegen. An der halbverfallenen Stadtmauer lagen viele Einwohner nachlässig hingestreckt, die sich bei unserer Annäherung erhoben, ihre Waffen ergriffen, und uns umzingelten. Bald verbreitete sich das Gerücht von unsrer Ankunft durch die ganze Stadt, die aus Erdhütten besteht, und von allen Seiten strömten Männer, Weiber und Kinder herbei, uns zu sehen. Der ganze Haufe drängte sich mit uns zugleich in das Gehäge, in welchem sich Beiroucs Wohnung befand, und voll Schutt aller Art lag. Wir gelangten endlich in einen etwa vierzig Fuß langen und zwölf Fuß breiten Hof. In der Mitte desselben war ein schlechter rother Teppich ausgebreitet, und in einer Mauer zwei sehr niedrige Thüren angebracht, die zu zwei Kammern führten, welche eigentlich nur Erdhöhlen waren. Die bewohnbarste derselben wurde uns eingeräumt. Wegen des schnellen Wechsels von Licht und Dunkel konnten wir Anfangs nichts in unsrer neuen Wohnung erkennen; aber wer schildert unsere Gefühle, als wir nach längerem Aufenthalt bemerkten, daß der Kerker keine andere Geräthschaften enthielt, als einige an den Wänden hängende Ketten. Wir hatten uns indeß auch dieses Mal unnöthigen Kummer gemacht, indem diese Ketten bloß die Bestimmung hatten, die Pferde zu fesseln.

Beirouc kündigte uns an, wir würden drei Tage bei ihm zubringen, und wir erschraken darüber nicht wenig, denn diese schienen uns damals eben so viel Jahrhunderte zu seyn. Wir Unglücklichen sollten aber ganze drei Monate in diesem fürchterlichen Kerkerloche bleiben, in welchem ich oft die Europäischen Gefangenen um ihr Logis beneidete. Es warteten unsrer hier noch herbere Leiden, als wir zeither erfahren. —

Die Luft in unserm Kerker war durch die vielen gegenwärtigen Mauren erstickend geworden, als ein ansehnlicher Mann in den Hof trat und sich uns gegenüber auf den Teppich niederließ. Es war Cheik Ibrahim, der ältere Bruder Beiroucs. Sie hatten beide durch ihre Reichthümer bedeutenden Einfluß über gewisse Stämme der freien Mauren*) erlangt, und lebten in gutem Einverständniß mit einander. Ibrahim war indeß seinem Bruder an Macht überlegen, und führte in der Stadt, wo wir uns jetzt befanden, den Oberbefehl, und diese war keine andere als Ouad noun**), das nicht sowohl durch seinen beträchtlichen Handel, als das Unglück einiger Christensclaven in Europa bekannt geworden. Man könnte es zwar eher einen erbärmlichen Flecken, als eine Stadt nennen (es hat nicht mehr als achthundert Einwohner, und die Berichte andrer Reisenden weichen daher sehr von der Wahrheit ab); allein es werden hier regelmäßige Märkte gehalten, und der Ort wird von sehr vielen fremden Handelsleuten besucht. —

Ibrahim gab, sobald er sich niedergelassen, ein Zeichen, daß wir uns ihm nähern sollten, und that nun im Laufe des Abends die lächerlichsten Fragen an uns. Unter andern sollten wir ihm den Gebrauch eines Fernrohrs erklären, das Beirouc von Sidy Hamet erhalten hatte. Allein wir konnten nichts ausrichten. Ibrahim und die übrigen Mauren hielten das In=

---

*) Es ist schwer, zu bestimmen, wo die Grenzlinie zwischen den Monslemins und den freien Mauern zu ziehen sei. Sie selbst nehmen oft bald diesen bald jenen Namen an. Indessen hört das Land der Monslemins da auf, wo man zuerst feste Wohnsitze antrifft. A. d. V.

**) Von andern Reisenden Wadnun geschrieben. A. d. H.

strument der Reihe nach vor die Augen, und konnten nichts erkennen *) und auch nicht begreifen, wozu ein solcher Gegenstand dienen könne. Eine Repetiruhr ließen sie aus einer Hand in die andere gehen, hielten sie ans Ohr, ließen sie schlagen, und brachen dann jedesmal in ein tolles Gelächter aus. Ueber nichts freuten sich indeß die Mauren so sehr, als über einen Regenschirm, der auch aus unserm Schiffe stammte. Ibrahim konnte nicht müde werden, denselben mit einer gewissen Selbstzufriedenheit über sich auszubreiten, und schien daher wohl zu wissen, daß der Sonnenschirm in Marocco zu den Insignien der höchsten Gewalt gehöre. Um Mitternacht, als sich der neugierige Haufe entfernt hatte, brachte man uns zu essen, und ließ uns in Ruhe. Doch der Schlaf floh in dem schauderhaften Keller unsre Augenlider, und erquickte uns erst gegen Morgen ein wenig. Unser Lager war sehr uneben und mit Koth aller Art bedeckt, der von dem ekelhaftesten Ungeziefer wimmelte, während wir nicht das Geringste zu unsrer Bedeckung hatten.

Sidy Hamet und El Abaid brachten die Nacht auf dem

---

*) Unserm Bedünken nach ist dieß sehr begreiflich, da die Mauren mit unbewaffnetem Auge vielleicht so gut in die Ferne sehen, als dieß bei den Europäern mit Hülfe eines vielleicht nicht ausgezeichnet guten Fernglases der Fall war; oder da wenigstens die Stellung des Instruments ihrer Sehkraft nicht angemessen war. Von der unbegreiflichen Fernsichtigkeit jener Völkerschaften, insbesondere der Wüstenbewohner, welche durch den beständigen Aufenthalt in flachen Gegenden erlangt wird, erzählen viele Reisende. Vergl. z. B. Rileys Schicksale. S. 137. A. d. U.

Teppich im Hofe zu, welcher nie abgenommen wurde. Der enge Hofraum war Beiroucs Fremdenzimmer, und das fortwährende Leben, was durch die ab und zu gehenden Reisenden in demselben herrschte, würde für uns sehr unterhaltend gewesen seyn, wenn diese Leute uns nicht zugleich durch ihre Zudringlichkeit zur Last gefallen wären. — Unter den Mauren, die zu Beiroucs Dienerschaft gehörten, befand sich ein junger Mann von ungefähr vierundzwanzig Jahren, der mehr Sanftmuth und Wohlwollen gegen uns zeigte, als die übrigen. Er schien aufrichtigen Antheil an unsern Leiden zu nehmen, und die Folge lehrte, daß er wirklich ein gefühlvolles Herz besitze. Er hieß Hamar, und war aus Tetuan gebürtig. Da er in seiner Vaterstadt oft Europäer gesehen haben mußte, so hatte er wahrscheinlich eine vortheilhaftere Meinung von ihnen, als Menschen, die in uns nichts weiter als Elende erblickten. Wir freuten uns daher alle recht sehr, als die Aufsicht über uns diesem Hamer übertragen wurde. Wir erhielten Erlaubniß, mit ihm spazieren zu gehen. Auf unserm Wege durch die Stadt schützte er uns dann, so gut es gehen wollte gegen die Beleidigungen des Pöbels, der uns dann allemal verfolgte. Vorzüglich gingen unsre Wünsche dahin, uns einmal zu waschen, da wir von Ungeziefer starrten, und seit einem Monate das Wasser als eine viel zu kostbare Sache betrachtet hatten, um es zu diesem Zwecke zu verwenden. Dreihundert Klaftern westlich von der Stadt ist der Fluß Noun, dessen Bette den größten Theil des Jahres trocken steht. Indeß befindet sich in demselben an vielen Orten zwischen den Felsen stehendes Wasser, und in einem dieser Phüle genossen wir die Wohlthat eines so lang ersehnten Bades.

Um uns mit den Umgebungen unsers neuen Wohnorts bekannt zu machen, führte uns Hamar in die östlich von der Stadt liegenden Gärten. Die den Scheiks zustehenden waren natürlich die größten und schönsten. Die übrigen sind gemeinschaftliches Eigenthum aller Einwohner. Die Einhägungen werden durch Hecken oder niedrige Mauern gebildet, und die Bewässerung geschieht durch Canäle, die neben den Wegen hinlaufen. Während wir hindurchgingen, sahen wir einige Mauren einsam darin auf und ab wandeln. In ihrer langen weißen Tracht, die zwischen den Bäumen und Rasenplätzen durchschimmerte, konnte man sie mit den Schatten in den Elysäischen Gefilden vergleichen. — Das Terrain, welches die Gärten zusammen einnehmen, hat höchstens drei Viertelstunden im Umfang, und ist nur eine Oase, die rings umher von einer dürren Wüstenei eingeschlossen wird. Desto angenehmer fühlt man sich überrascht, da man in ihnen Granatäpfel-, Orangen- und mehrere Arten Feigenbäume antrifft. Auch bemerkten wir den Hennehbaum, aus dessen Blättern die Farbe bereitet wird, deren die Maurinnen zu ihrer Toilette so sehr benöthigt sind*). Die Bäume standen auf den herrlichsten Taback- und Maisfeldern umher, und der Schatten zog eine Menge kleiner Vögel herbei, die sich in Schwärmen auf den Fruchtfeldern niederließen. Hin und wieder waren Gerüste errichtet, auf denen sich Kinder befanden, die durch unausgesetztes Schreien die ungebetnen Gäste zu verscheuchen suchten, und zuweilen Steine nach ihnen schleuderten. Schon der bloße

---

*) Henneh wird zum Schwärzen der Haare auch von den Persern angewandt. A. d. U.

Anblick von Vegetation hatte in meinen Augen, die so lange nichts als Dürrung erblickt hatten, etwas Wunderbares; was aber den Reiz der Neuheit noch vermehrte, waren die einzelnen Palmen, die wie Säulen auf allen Seiten emporstiegen, und mit ihren dichten fächerförmigen Gipfeln die zahlreichen Lorbeerrosen überschatteten, die an ihrem Fuße wild hervorwuchsen. Dann stießen wir auf weitläuftige Ruinen, indem der nördliche Theil der Stadt vor einigen Jahren im Kriege mit einem benachbarten Stamme zerstört worden war. Zwischen den Trümmern einer Moschee bemerkten wir einige betende Mauren, die mit uns allein die Scene der Verwüstung belebten. — Auch auf einem gen Norden hart an der Stadt emporsteigenden Berge konnte man Trümmer menschlicher Wohnungen bemerken. Am Fuße desselben herrschte indeß das regeste Leben; mehr als 3000 bewaffnete Leute durchkreuzten sich nach allen Richtungen. Wir wußten nicht, wie wir uns dieses Getümmel erklären sollten, bis man uns sagte, dieß sei der Markt von Ouadnoun*). Unter Hamars Geleite wollten wir es wagen, durch die Menschenmasse zu dringen, allein kaum waren wir bemerkt worden, als Jedermann sein Geschäft verließ, und sich mit Geschrei zu uns drängte. Der Eifer, mit dem man uns empfing, war nichts weniger als freundschaftlich; von allen Seiten sahen wir, in der Absicht, uns Schrecken einzujagen, Flintenläufe auf uns gerichtet, und nachdem wir einige Kolbenstöße erhalten, hatten wir nichts angelegentlicheres zu thun, als uns so schnell als möglich zurück-

*) Auf diesem Markte werden vorzüglich Gerste, Vieh, Haiks, Schießpulver u. s. w. umgesetzt. A. d. V.

zuziehen. Indessen hatte ich doch Zeit gehabt, einigermaßen zu bemerken, wie hier gefeilscht wurde. Alle Geschäfte wurden mit den Waffen in der Hand gemacht, und ich schloß daraus, daß bei einem zwischen den contrahirenden Parteien vorkommenden Streite, eine oder die andre sich zuweilen mit Drohungen oder gespanntem Hahne einen Rabatt auswirken dürfte.

Als wir in unserm Kerker anlangten, trafen wir in demselben die beiden Scheiks mit ihren Kindern, Sidy Hamet und dessen Bruder Seid an. Keinen Augenblick ließ man uns in Ruhe, und während wir kaum Luft genug zum Athmen hatten und den gröbsten Beleidigungen ausgesetzt waren, bestürmte man uns mit Fragen, die bis zum Ekel wiederholt wurden. In unsrer Lage hätten wir am klügsten gethan, denselben eine unbedingte Gleichmuth entgegenzustellen. Indessen machten wir gewiß am unrechten Orte zuweilen unserm Aerger Luft, und mußten dafür büßen, indem wir uns eine weit härtere Behandlung zuzogen. Allein wie wäre es uns möglich gewesen, unsre Aufwallungen stets beherrsche zu können? Folgende Darstellung wird den Leser in den Stand setzen, unsre Lage beurtheilen zu können, obgleich wir außerdem täglich in unzählige andere Verhältnisse kamen, die unsre Geduld auf die Probe stellten.

Die Mauren, welche uns als geschickte Aerzte hatten rühmen hören, zogen uns alle Augenblick zu Rathe. Da uns die Arzneimittel abgingen, und die Flasche Eau de lavande, welche leider unsern Ruf begründet hatte, lange geleert war, so verordneten wir gegen alle Krankheiten Cameelmilch. Eines Theils war das Mittel nicht übelschmeckend, und dann erspar-

ten wir uns dadurch alle die Sorgen, denen wir uns durch eine gewagte Cur bloßgestellt hätten. Wir verordneten sie auch äußerlich mit Mehl verdickt zu Cataplasmen, und hatten so Gelegenheit, einen Theil derselben für unsern Bedarf zurückzubehalten. — Man kann sich leicht denken, daß wir mit diesem Universalmittel nicht ausreichten, und so kam ich eines Tages auf den unglücklichen Einfall, dem El Aboid zu erklären, wie wir auf unserm Schiffe Heilmittel gegen jedes Uebel gehabt hätten. Ich meinte die Schiffsapotheke, welche die Duablims zerstört hatten. Um ihm eine Vorstellung von den Pillen zu geben, hatte ich auf die Kügelchen eines Rosenkranzes gedeutet, den er gewöhnlich in der Hand hielt, und dabei gesagt, El Abaid pharmaciema cane (ich habe keine solche Arznei mehr). Diese Redensart griff der Mensch sammt meiner Idee auf, und so oft seit der Zeit ein Fremder in den Hofraum trat, wo er beständig auf dem Teppich lag, rief er mich herbei. Sobald ich zu ihm gekommen war, wies er mir die Kügelchen seines Rosenkranzes, that, als wenn er krank sei, und sagte mit kläglicher Stimme: pharmacie. Ich erwiderte: pharmacie ma cane, und ging dann zurück. Dieß abgeschmackte Stückchen wiederholte er, so oft Jemand in den Hof kam, wohl hundertmal des Tages.

Bei andern Gelegenheiten wurde seine Zudringlichkeit noch beschwerlicher, so daß wir zuletzt ungeduldig wurden, und ihm entweder gar nicht mehr anhörten, oder ihm sogar trotzig antworteten. Da er uns schon ohnedieß übel wollte, so setzte sich hiedurch in ihm ein wahrer Groll gegen uns fest. Er verband sich mit Sidy Hamet, um uns bei jeder Gelegenheit bei

Beirouc anzuschwärzen, und trug so gewiß viel zu der üblen Behandlung bei, die wir später erfuhren.

Bisher machten vorzüglich die schlaflosen Nächte unsre Lage traurig. In Hinsicht der Nahrungsmittel litten wir keine Noth. Jeden Mittag erhielten wir Nudeln von gutem Gerstenmehl mit Oel oder Honig, so daß wir bis zum Nachtmahl recht gut zufrieden gestellt waren. Abends erhielten wir, so wie die Mauren Kuskussu mit Bouillon von Cameel- oder Ziegenfleisch.

Am dritten Tage nach unsrer Ankunft zu Ouadnoun besuchte uns ein Häuptling der Mauren, den wir zeither noch nicht gesehen. Er sprach viel von Mogadore, und es schien ihm nicht unbekannt zu seyn, daß mehrere christliche Mächte daselbst Agenten unterhielten. Wir suchten nun, auf Beiroucs Eigennutz vertrauend, um die Erlaubniß an, nach Mogadore schreiben zu dürfen, und versicherten ihm, daß er dann Lösegeld für uns erhalten würde. Er schien diesen Versprechungen nicht viel Glauben beizumessen, willigte jedoch, wider alles Erwarten, in unser Begehren. Hr. Meria, der sich erinnerte, daß sonst eine Handelsverbindung zwischen Lissabon und Mogadore bestanden hatte, vermuthete, daß sich ein Portugiesischer Consul daselbst befände, und schrieb mit Bleistift auf ein Stück Papier einige Zeilen an denselben. Ich selbst wandte mich, um gewiß zu gehen, an den Englischen Consul, dessen Existenz ich mir freilich selbst gesetzt hatte, stellte ihm unsre hülflose Lage vor, und entschuldigte mich, daß ich um seinen Schutz nachsuchte, indem mir unbekannt sei, ob sich ein Consul von meiner Nation zu Mogadore aufhalte. Beirouc empfing die

Briefe mit ironischem Lächeln, und versprach, sie durch einen Mauren bestellen zu lassen. Zugleich erfuhren wir von ihm, daß wir schon in zehn Tagen eine Antwort erwarten dürften. Wir waren zwar nicht weiter als 70 Meilen von jener Stadt entfernt, allein die Communication mit derselben hatte viele Schwierigkeiten*). Als der zehnte Tag vorüber und der Bote noch nicht zurückgekehrt war, wurden wir wegen des Schicksals unsrer Briefe sehr bekümmert. Der zwölfte Tag erschien, und nun glaubten wir bestimmt, Beirouc habe uns hintergangen, und dieselben gar nicht abgeschickt. Da wir zugleich weit übler als sonst behandelt wurden, so vermutheten wir, man müsse mit uns geheime Absichten haben. Unsre Nahrung nahm an Quantität, und hauptsächlich an Qualität ab. Die Gerstennudeln wurden nur noch mit dem Safte einiger unreifen Feigen, die man darauf legte, gewürzt. Die meisten von uns konnten solche Nahrungsmittel nur mit Ekel genießen. Unsre wiederholten Klagen hatten keinen andern Erfolg, als daß wir doppelt streng behandelt wurden. Einmal ließ man uns ganze 24 Stunden ohne alle Nahrung, während die Mauren im Hofe schmausten, und sich insgesammt an unsern Qualen ergetzten. Erst gegen Morgen brachte man uns die gewöhnliche Portion. — An demselben Tage kamen einige Juden an, die Beirouc an unsern Kerker führte, und die uns lange mit Aufmerksamkeit betrachteten. Der letztre Umstand

---

*) Wahrscheinlich wird hier theils auf natürliche Hindernisse (z. B. den schwierigen Weg über einen Arm des Atlas), theils auf politische, bei Ueberschreitung der Maroccanischen Grenze, angespielt. A. d. U.

brachte einige von uns auf den Gedanken, daß wir verkauft werden sollten. Vorzüglich beunruhigte sich Hr. Chalumeau darüber, daß wir verkauft, und nach Algier geschleppt werden würden. Der verwilderte Blick und die ganze Art, mit welcher er mir seine Besorgniß mittheilte, ließen mich fürchten, er möchte am Verstande gelitten haben, indem er bisher eine außerordentliche Festigkeit bewiesen hatte. Am folgenden Tage wurde leider meine Vermuthung zur Gewißheit. Hr. Chalumeau war des Morgens spatzieren gegangen. Sein ungewöhnlich langes Außenbleiben machte uns unruhig, und Hr. Scheult suchte ihn auf. Bald darauf kamen sie zusammen gegangen; allein Chalumeau war äußerst schwach, und antwortete auf alle Fragen, die wir an ihn richteten, sehr unzusammenhängend. Traurig ließ er sich auf der Schwelle unsers Kerkers nieder, so daß sein Kopf auf einer Seite den Sonnenstrahlen ausgesetzt war. Um uns war, wie gewöhnlich, ein Kreis von Neugierigen versammelt, in welchem sich El Abald, Beirouc und Sidy Hamet befanden. Der Letzte war nur zwei Schritte von dem armen Chalumeau entfernt, der ihn plötzlich mit wildem Blicke anstarrte, einen furchtbaren Schrei ausstieß, und kein Auge von ihm verwendete. — Sidy Hamet entfernte sich in der größten Bestürzung, und die übrigen Mauren folgten ihm auf dem Fuße.

Wir eilten, unserm unglücklichen Freunde beizustehen, der ohnmächtig zur Erde niedergesunken war. Als er wieder zu sich gekommen war, offenbarten sich an ihm in Wort und That unzweideutige Zeichen der Raserei. Dann fiel er unter den heftigsten Zuckungen auf den Boden. Was konnten wir für ihn thun? Wir hatten ihm nichts anzubieten, als Wasser.

— Diese schauderhafte Begebenheit schien Beirouc auf einen Augenblick gerührt zu haben; er brachte uns eigenhändig eine Schöpsenkeule, und hieß uns sie kochen. Es war das zweitemal, daß wir seit unsrer Ankunft Fleisch erhielten, und dessen Empfang war uns hauptsächlich der Kranken wegen sehr angenehm. Man lieh uns auf unsre Bitte einen Topf, und Affilé suchte etwas Brennholz zusammen.

Chalumeaus Zustand wurde indeß immer schrecklicher; er rannte mit dem Kopf gegen die Mauer, und wir sahen uns in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ihn zu binden. Mehrere Tage lang blieb er ohne Bewußtsein liegen, und litt unaussprechlich. — Konnte er durch den wohlthätigen Einfluß irgend einer Begebenheit aus diesem traurigen Zustand gerissen werden, so mußte dieß durch die Nachricht geschehen, die uns einige Tage später zukam.

Den 19. Juli befand ich mich gegen 10 Uhr Morgens mit Scheult und Affilé im Hofe, und unterhielt mich mit ihnen über die Bekümmernisse, welche uns die üblen körperlichen Umstände unsrer übrigen Gefährten verursachten, als ein mit Schweiß und Staub bedeckter Maure eintrat, und Beirouc drei Briefe übergab. Nachdem der Cheik dieselben betrachtet, einen für sich behalten, und den zweiten einem neben ihm stehenden Juden eingehändigt hatte, rief er mich herzu, und hieß mich die Adresse des dritten lesen, die ihm unverständlich war. Man denke sich mein Glück! Es war die meinige in meiner Muttersprache geschrieben. — Unser Jauchzen drang bis zu den Ohren der Herrn Mexia und Souza, die ihr Schmerzenslager verließen, und sich mühsam zu uns hinschleppten. Mit

einer Gemüthsbewegung, wie ich sie noch nie gefühlt, erbrach ich den Umschlag des Briefs, der ohne Zweifel unsern Leiden ein Ziel setzen sollte. Er war von der Hand des Französischen Agenten zu Mogadore, und sein wesentlicher Inhalt folgender: „Der Englische Viceconsul, Hr. Willshire, habe ihm (dem Agenten unsrer Nation, Hrn. Casaccia) mein Schreiben zugestellt, und dieser wegen unsrer Angelegenheiten an die Französischen und Portugiesischen Generalconsuln zu Tanger geschrieben. Indeß habe er schon vorläufig Vollmacht zu unserer Auslösung in Masse gegeben. Er ermahnte uns zur Geduld und Vorsicht; vorzüglich riethe er uns, dem Cheik nichts weiter von dem Inhalt des Briefes mitzutheilen, als daß in Betreff unsrer an den Generalconsul zu Tanger geschrieben sei."

Dieses Schreiben gab uns Licht über unsre ganze Lage; bald erhielten wir auch den Beweis, daß an unsrer Befreiung gearbeitet wurde. Der Jude, welchem Beirouc den Brief übergeben, gab uns, nachdem er diesen gelesen, durch Blicke sein Verlangen, uns zu sprechen, zu erkennen, und als Beirouc bald darauf abtrat, fand er Gelegenheit dazu. Dann näherte sich Amenahem mit geheimnißvoller Miene, und eröffnete uns, daß Hr. Casaccia ihn mit Vorschlägen zu unsrer Auslösung beauftragt habe. Zugleich glaubte ich zu verstehen, daß die Sachen gut ständen, und wir wahrscheinlich in zwei Tagen mit ihm nach Mogadore abreisen würden. Die günstige Wendung unsres Geschicks ließ uns bald alle Leiden vergessen. Nur Hrn. Chalumeaus Zustand erfüllte uns noch mit Kummer. Ich hoffte indeß, daß die frohe Nachricht, die wir erhalten, eine heilsame Crisis bei demselben hervorbringen würde.

Ich hielt ihm den Brief vor, und suchte durch alle mögliche Zeichen ihm die Freude, die meinen Busen hob, mitzutheilen. Es war zu spät. Er kannte mich nicht mehr, und ein zerstörendes Fieber machte in wenig Tagen seinem Leben ein Ende.

Amenahem, dem unser großes Elend zu Herzen ging, ließ uns ein wenig Fleisch kochen, theilte uns etwas Zwieback mit, der von seinem Reisevorrathe übrig geblieben war, und machte uns sogar Thee. So sehr wir seine Güte nach so vielen Entbehrungen und Qualen zu schätzen wußten, so verbitterte uns doch der Zustand unsers kranken Freundes den ungetrübten Genuß dieses Tages. Indeß sollte derselbe doch nicht froh enden, indem uns eine glückliche Täuschung entrissen wurde. Amenahem sprach nämlich gegen Abend ganz trocken von zwei Monaten, die wir noch in Ouadnoun verweilen würden, und versicherte, er habe nie von zwei Tagen geredet, sondern ich müsse ihn in meiner Ungeduld mißverstanden haben. Der Befehl, uns zum Richtplatze zu führen, hätte uns nicht schwerer darniederschlagen können, als diese schreckliche Erklärung. Doch der gute Jude blieb bei dem Auftritte, den unsre unbeschreibliche Verzweiflung herbeiführte, ganz kaltblütig. Seine Gleichmuth war wirklich unbegreiflich. Ohne eine Miene zu verändern, ermahnte er uns zur Geduld, indem er einmal über das andre Choui, Choui (sachte, sachte) sprach.

Da es mir indessen unmöglich schien, daß wir noch ganze zwei Monate in einer so hülflosen Lage bleiben könnten, ohne zu erliegen, so entschloß ich mich rasch, an Hrn. Casaccia zu schreiben, und den Brief durch einen Juden, den Amenahem in Handelsgeschäften nach Mogadore schickte, bestellen zu lassen.

Als daher um 11 Uhr Nachts alle Mauren, bis auf Hamar, im festen Schlafe lagen, schrieb ich beim schwachen Schimmer einer Lampe einen Brief an unsern Agenten, in welchem ich mit den grellsten Farben unser Elend schilderte, und mich mit meinem Ehrenworte verbindlich machte, ihm alle zu unsrer Auslösung vorgestreckten Auslagen wieder zu erstatt n. In der Hoffnung, daß er hierauf eingehen werde, bat ich ihn dringend, nicht erst Antwort von Tanger abzuwarten, sondern uns sobald als möglich aus der Gefangenschaft zu befreien. — Frühmorgens reiste der Jüdische Bote in Begleitung eines Mauren mit meinem Briefe ab. Auch Amenahem schied von uns, mit der Versicherung, daß er in der Nähe von Ouadnoun bleibe, und in einigen Tagen zurückkehren werde.

Während wir uns neuen Kümmernissen hingaben, und drei unsrer Gefährten dem Tode nahe waren, traf man zu Ouadnoun Anstalten zu einem Feste. Die Zeit des Ramadan war eben abgelaufen, und man schlachtete nun eine große Menge Schöpse. Die Mauren durften nun wieder zwei Mahlzeiten des Tages halten, und schienen sich nicht wenig darüber zu freuen. In der Tassouca (der Hauptstraße, die gleich hinter unserm Kerker war) wurden Pferderennen veranstaltet. Wir hörten den raschen Galopp der Pferde und häufige Flintenschüsse. Eine halbe Stunde hatte das Rennen gedauert, als Beirouc im vollen Schmucke zu uns trat, und mich aufforderte, zu zeigen, ob die Franzosen es den Mauren in der Reitkunst gleich thäten. Unter andern Umständen würde ich mein Leben daran gewagt haben, um ihm eine Probe meiner Geschicklichkeit zu geben. In unserm kraftlosen Zu-

stande fühlten wir aber keinen Beruf, uns dem Spotte der Leute blos zu stellen; ich schlug daher sein Anmuthen aus, und begab mich nur als Zuschauer zu ihren Spielen.

Die Geschicklichkeit und Verwegenheit dieser Leute zwang mir Staunen ab. Nur drei Mauren sprengten auf ihren feurigen Pferden und unter dem gewöhnlichen Feldgeschrei ha, ha, ha, im gestreckten Galopp auf einmal ab. Einer derselben ritt vor den beiden andern. Die Tassouca ist holpricht, und so enge, daß die Pferde, welche mit Blitzesschnelle dahineilten, auf beiden Seiten an den Mauern anstrichen. Fast waren die unerschrocknen Reiter an das Ende der Rennbahn gelangt, die durch eine Mauer geschlossen war, ohne ihren Lauf im geringsten gehemmt zu haben, und dem Anschein nach mußten sie die Mauer umrennen, oder darüber setzen, als sie alle in einem Tempo ihre Gewehre abschossen, und mit der andern Hand ihre Pferde anhielten, die sogleich regungslos dastanden. Das Rennen dauerte bis gegen Abend. Scheult und ich blieben aber nur sehr kurze Zeit gegenwärtig; denn bei dergleichen großen Zusammenkünften fanden wir nie unsre Rechnung. Die Mauren hielten uns ihre Gewehre beim Abschießen fast an die Ohren, und sprangen mit einer Wuth auf uns zu, die gewiß bei den meisten nicht nur scheinbar, sondern der Ausdruck ihrer innern Gefühle war.

Die rauschende Freude, die uns rings umgab, diente nur dazu, die Trauer unsres Herzens zu vermehren. Hrn. Chalumeaus Uebel hatte den höchsten Grad erreicht, und ließ sein nahes Ende voraussehen. Nie werde ich ohne Rührung an den Auftritt denken, der den Tag vor seinem Ende Statt

fand. Ein schwacher Morgenschimmer fing an, in unsre Wohnung zu dämmern, als wir ihn mit gefalteten Händen neben Hrn. Mexia knieen sahen. Seine fürchterlichen Qualen hatten ein wenig nachgelassen, und er dadurch zum Theil seinen Verstand zurückerhalten. Seit sechs Tagen hatte er kein Wort reden können; wie sehr staunten wir also, als er mit fast erloschner Stimme und gebrochnem Blicke folgende Worte, die letzten seines Lebens, hervorlallte: „Mein Herr, weil ich denn sterben muß, so sagen Sie mir wenigstens, welche Art von Todesstrafe ich leiden soll?" Seine Stellung war dabei die eines Hülfeflehenden, und wir erkannten, daß ihm der geistliche Stand des Hrn. Mexia beigefallen war, und er nicht ohne die letzte Oelung sein Leben beschließen wollte. — Aber ach, er konnte die Tröstungen der Religion nicht mehr empfangen. Der, welchen er um Hülfe ansprach, lag selbst hoffnungslos und ohne Besinnung darnieder. Hr. Chalumeau rang bis zum 30. Juli bis 8 Uhr Morgens mit dem Tode. Noch bis zu seinem letzten Hauche gaben Sidy Hamet und Beirouc die Hoffnung nicht auf, sein Leben zu erhalten, und ein altes Weib goß ihm, ungeachtet unsres Widerstandes, geschmolznes Fett in den Mund, worauf er sogleich den Geist aufgab.

Noch zuckten seine Lippen, als uns Beircuc in despotischem Tone befahl, ihn zu begraben. Da wir nicht augenblicklich Folge leisteten, rief er uns wüthend zu: „Warum zaudert ihr? Vorwärts! Ihr seid nicht die ersten Europäer, die in Ouadnoun begraben worden sind." —

Nur drei von uns waren im Stande, unserm unglücklichen Gefährten den letzten Dienst zu erweisen, und diese alle

so entkräftet, daß wir uns nicht getraueten, ihn fortzubringen. Ich ersuchte einige Leute von Beiroucs Dienerschaft, uns hülfreiche Hand zu leisten; doch alle wichen beim Anblick eines entseelten Christen voll Abscheu zurück. Endlich vermochten wir noch einen Neger dahin, uns beizustehen.

Noch jetzt bleibt mein Auge nicht trocken, wenn ich mir diesen Leichenzug ins Gedächtniß zurückrufe. Der gefühlvolle Leser denke sich, wie wir stumm durch die Straßen von Ouadnoun ziehen, und kaum die Menge zertheilen können, die unsere Thränen nur mit Hohngelächter beantwortet. — Hamar, der allein einige Rührung blicken ließ, zog mit einer Hacke auf der Schulter vor uns her, und geleitete uns zum Begräbnißplatze. Uebertriebne Mattigkeit nöthigte uns, jeden Augenblick anzuhalten. An den Stricken, mit denen unser verstorbner, geliebter Freund gebunden worden war, zogen wir dessen Körper mehr, als wir ihn trugen. So gelangten wir unfern des trocknen Flußbettes auf eine Anhöhe, wo wir mehr als funfzig Gräber erblickten, die an Steinhaufen kenntlich waren. Es war der Gottesacker der Christen. Diesem fluchbeladnen Platze hatte wohl jede civilisirte Nation ein Opfer gebracht, und nur ein Franzose fehlte vielleicht noch auf diesem Europäischen Kirchhofe in Africa.

In dumpfer Verzweiflung gruben wir das Grab, wobei uns Hamar an die Hand ging. Nachdem wir unserm Freunde diesen letzten sauern Dienst erzeigt, blieb uns nichts übrig, als betend auf seine Lagerstätte niederzusinken, und sie mit unsern Thränen zu benetzen. — Noch flossen dieselben dem Andenken Chalumeaus, als Sidy Hamet den Preis für unsre

Personen von Beirouc erhielt. Dieser bestand in einigen Cameelen, Haiks, und gegen 2000 Franken in kleinen Münzsorten. Er verschloß sich im Hofe, und überzählte lachend mit Seid und El Abaid, die ihr Theil davon erhielten, das Kaufgeld. So wurde Chalumeau selbst im Tode noch der Gegenstand ihrer Zänkereien, und beim Klange des kalt berechneten Geldes regten sich in unsrer Brust schmerzliche Gefühle. Diese Menschen hatten also zeither nur auf ihre Bezahlung gewartet. Sobald sie dieselbe erhalten, reißten sie zu unsrer großen Freude sogleich ab, ohne uns Lebewohl zu sagen. Doch die Wirkungen ihres Hasses blieben. Sie hatten den Cheik so sehr gegen uns eingenommen, daß er uns sichtlich vermied, und uns nur mit Abscheu betrachtete. Auch die übrigen Mauren besuchten uns weit seltner, und legten dann jedesmal den unbegrenztesten Ekel gegen uns an den Tag. Da sich unsre Auslösung immer verzögerte, so erfuhren wir eine doppelt strenge Behandlung, indem diese ganz davon abhängig war, ob der Cheik eine Kaufsumme erwarten durfte, oder nicht. Schon ersahen wir aus den Strichen, die wir täglich mit Kohle an unsre Kerkerwand anmerkten, daß der ganze August verflossen war, ohne daß wir Nachrichten erhielten, und die uns versprochene Freiheit schien uns so unerreichbar, daß wir anfingen, daran zu zweifeln, ob wir je Kunde davon erhalten hätten. Es schien uns diese nur ein Gebilde unsres schwachen Geistes zu seyn. Unser Muth erlag unter der übergroßen Last der Leiden. Nur der gute, gefühlvolle Hamar suchte ihn durch das Mitleid, welches er uns bezeigte, aufrecht zu erhalten. Doch konnten wir mit diesem Mitleiden den nagenden Hunger nicht beschwichtigen, der uns unausgesetzt peinigte. Unsre einzige

Nahrung, die uns noch dazu sehr unordentlich gereicht wurde, bestand aus ekelhaften Nudeln, deren Ingredienzen halb Stroh und halb Mehl waren. Oft fristeten wir unser Daſein mit bloßer Gerste, die wir einigen neben uns gestallten Maulthieren entwendeten.

Einmal gelang es mir, den Scheik, der uns ängstlich vermied, an seiner Hausthür anzureden, und ihm Vorstellungen wegen der unmenschlichen Behandlung zu machen, die er sich gegen uns erlaubte. Er gerieth darüber in die höchste Wuth, und schrie, indem er bald auf den Himmel, bald auf die Erde zeigte: „Wohlan, wenn ihr sterbt, so wird man euch begraben, dann ist es Gottes Wille also!"

Voll Ingrimm über diese barbarische Antwort, entfernte ich mich, ohne meinen Gefühlen Zwang anzulegen. — So veränderlich war aber dieser Mann in seinem Betragen gegen uns, daß er uns gleich nach diesem Auftritt, der mich für die Folgen seines Zornes bange machte, ein Stück Cameelfleisch schickte, und mir durch Hamar sagen ließ, ich solle zu ihm in seinen Garten kommen. Wie erstaunte ich, als er mich bei meinem Eintritte nöthigte, mit ihm und seinen Söhnen an einem Rebengeländer Weinbeere zu pflücken. Dann erlaubte er mir, einen Theil der Trauben für meine Gefährten mitzunehmen, die sich an diesem köstlichen Labsale sehr erquickten. Nie habe ich saftigere und wohlschmeckendere Weinbeeren gesehen, als die zu Quadnoun. — Noch an demselben Tage erhielten wir auch Erlaubniß, Scheik Ibrahims Gärten zu besuchen, wo wir Indianische Feigen, so viel wir mochten, genießen durften. Diese unerwartete Einladung verdankten wir nur dem Umstand,

daß wir eine Repetiruhr reparirten, die dem Sheik viel Vergnügen machte. Aus einer eben so nichtssagenden Ursache fielen wir am folgenden Tage wieder bei Beirouc in Ungnade. Er zog mich nämlich wegen einer andern Repetiruhr zu Rathe, die auch von unserm Schiffe stammte, und ein durchreisender Araber zu verkaufen hatte. Unglücklicherweise erklärte ich sie für gut, ohne sie untersucht zu haben, und es fand sich später, als der Verkäufer abgereist, daß die große Feder gesprungen war. Da er mir vorsätzlichen Betrug schuld gab, so mußten wir dafür durch neue Fasttage büßen.

Einige Tage später machte ein Reisender, welcher mit seinem kaum achtzehnjährigen Sohne direct von Timbuctu kam, von Beiroucs Gastfreundschaft Gebrauch, und blieb eine Nacht in dem Hofe. In der Hoffnung, einige Nachrichten über diese berühmte Stadt einzuziehen, ließ ich mich mit ihm ins Gespräch ein; allein alle seine Angaben waren so übertrieben und unzusammenhängend, daß ich wohl einsah, ich würde von ihm keine aufrichtige und befriedigende Auskunft erhalten können. Hamar, der die lebhafte Theilnahme bemerkte, mit der ich den Reisenden ausfragte, und sich nicht wenig wunderte, daß ich schon von dem Dasein dieser entfernten Stadt unterrichtet sei, versicherte mir, er könne mir manche Aufschlüsse über dieselbe geben, und versprach, dieß den folgenden Tag zu thun.

Hamars Bericht über Timbuctu, und dessen Handelsverbindungen mit dem Lande der unabhängigen Mauren.

„Sidy Ischem*), erzählte Hamet, schickt jährlich eine beträchtliche Caravane nach Timectou**), die gewöhnlich aus 1500 bis 2000 Cameelen besteht. Sie versammelt sich entweder hier, oder in Tata, wo dann die letzten Vorbereitungen zur Reise durch die Wüste getroffen werden. Daselbst vereinigen sich die Cameele der beiden Cheiks von Ouadnoun mit derselben, und diese drei Männer führen allein für ihre Rechnung einen beträchtlichen Theil des Handels mit Timectou. Die daselbst ansässigen Mauren sind ihre Handelsagenten, und nehmen die ankommenden Waarenvorräthe in Empfang, die vorzüglich aus Ha'ks, rothen wollnen Mützen, Leinenzeug und Taback bestehen. Schlagen die Caravanen den Weg längs der Seeküste ein, so laden sie auch eine beträchtliche Menge Salz. Dagegen bringen sie zurück: Goldstaub, goldne Ringe, Elephantenzähne, Gummi und viele Negersclaven. Die ausgezeichnet schönen Sclaven in Beiroucs Hause sind alle zu Timectou gekauft, und kommen ihm das Stück auf 30 Piaster zu stehen."

„Eine Tagereise nördlich von Ouadnoun wird alljährlich ein Hauptmarkt (Souk el Aam) gehalten, sobald die große

*) Vergl. Rileys Schicksale S. 272. Wir lernen diesen Mann später genauer kennen. A. d. U.

**) So benannte Hamar Timbuctu.

Caravane ankommt. Dorthin begeben sich die Kaufleute von Fez, Mequinez und andern Maroccanischen Städten, die jetzt größtentheils nicht mehr selbst nach Timectou reisen, sondern lieber ihre Waaren von Sidy Ischem beziehen. Der Markt dauert sieben Tage, und Sidy Ischem führt auf demselben den Vorsitz. Außer den Producten von Marocco und Timectou werden auf demselben auch Cameele, Pferde, Maulthiere und Straußenfedern verkauft, welche letztre in der Gegend von Ouadnoun, und im ganzen Lande der Monslemins in Ueberfluß vorhanden sind, und von Sidy Ischem und Beirouc im Laufe des Jahres aufgekauft werden. Zuweilen veranstalten sie auch selbst Straußenjagden, zu denen man besonders dressirte, sehr schnellfüßige Pferde gebraucht. Ein solches Pferd wird bisweilen mit zweiundzwanzig guten Cameelen bezahlt (an Geldeswerth gegen 550 Piaster)."

„Timectou ist (wie ich aus dem Munde Sidy Mohammets, eines mir bekannten Kaufmanns, der persönlich diese Stadt besuchte, erfahren) größer, als irgend eine Stadt im Maroccanischen Reiche. Fez und dessen Bevölkerung sind dreimal in ihr enthalten. Man sieht da bezzeif dare, bezzeif négros, bezzeif oro (viel Häuser, Neger und Gold)."

„Sidy Mohammed reiste mit einer Caravane von Ouadnoun ab, und kam nach einer beschwerlichen Reise durch die Wüste in vierzig Tagen nach der Stadt Taudény, deren Bevölkerung aus Negern und Arabern besteht. Hier weilten die Reisende einige Zeit, und sahen dann nach einem vierzehntägigen Marsche Timectou vor sich liegen. Erst vier Tagereisen vor dieser Stadt hatte die Wüste aufgehört. Der Anblick der

unermeßlichen Stadt setzte meinen Freund in Verwunderung. Sie liegt in einer weiten Ebene, und ist mit Ringmauern umgeben."

„Die Stadtthore waren bei der Ankunft der Caravane verschlossen. Sobald diese bemerkt wurde, schoß ein Neger, der auf dem über dem nächsten Thore befindlichen Thurme Wache hielt, sein Gewehr ab. Das Thor öffnete sich, und gegen hundert mit Pfeilen und Dolchen bewaffnete Neger kamen auf die Caravane zu. Der sie befehligende Hauptmann ließ die vordersten Cameele anhalten, und zeigte dann den Ankömmlingen den Ort an, wohin sie sich zu verfügen hätten. Derselbe war unfern der Stadtmauer mit vielen kleinen Buden besetzt, und dient allen zu Timectou ankommenden Caravanen zum Aufenthalt. Erst nach einigen Tagen, wenn schon die meisten Waaren ausgestellt sind, ist es den Mauren vergönnt, in die Stadt zu gehen. — An dem Tage, an welchem Sidy Mohammed bei Timectou ankam, blieben die Thore deßhalb verschlossen, weil man von der Ankunft der Caravane unterrichtet war, und zugleich die Vermählungsfeier des Königs in der Stadt vor sich ging. Im Lager der Mauren hörte man deutlich das Jauchzen und Singen der Einwohner, und die Musik zahlreicher Instrumente. — Am folgenden Morgen strömten die Einwohner haufenweise mit ihren Waaren aus den Thoren heraus, um den Tauschhandel zu beginnen. Die meisten legten ihre Güter in den kleinen Buden aus, die zu diesem Ende errichtet waren. Der Taback wurde diesesmal von den Negern am meisten gesucht, und Sidy Mohammed setzte schon am ersten Tage fast seinen ganzen beträchtlichen Vorrath davon ab, und erhandelte dagegen Goldstaub und goldne Zierrathen, wel-

che von den Negerinnen getragen wurden. Diese schienen auf dieselben gar keinen besondern Werth zu legen. Der Goldstaub dagegen ward von den Negern gewöhnlich in goldnen Gefäßen mit ängstlicher Genauigkeit zugemessen. — Erst am sechsten Tage nach seiner Ankunft erhielt Sidy Mohammed Erlaubniß, sich in das Quartier der Mauren innerhalb der Stadt zu begeben. Er fand nicht sehr viele Leute dieser Nation; allein einige waren schon sehr lange Zeit zu Timectou ansässig, und etwa zwölf derselben von Sidy Ischem als Handelsagenten bestellt. — Im Thore mußte Sidy Mohammed Flinte und Dolch abgeben, weil kein Maure bewaffnet in der Stadt umhergehen darf. Bei Sonnenuntergang müssen sich alle in ihr Quartier verfügen, das mit einer Mauer umgeben ist. In derselben befindet sich nur ein Thor, welches des Nachts von Negern bewacht wird."

„Unfern des Quartiers der Mauren sieht man den königlichen Palast, der nicht sowohl seines großen Umfangs, als seiner Goldverzierungen wegen sehenswerth ist. Der Sultan regierte erst seit zwei Jahren (1813 und 1814), da sein Vater umgebracht worden war. Sidy Mohammed hatte mehr als einmal Gelegenheit, ihn zu sehen. Während seines Aufenthalts kam einst ein großer Transport Gefangner an, die in einer entfernten Gegend von dem königlichen Heere erbeutet worden waren. Der Fürst begab sich bei dieser Gelegenheit auf den weitläuftigen Platz neben seinem Palaste, um den Einzug der Gefangnen anzusehen. Sidy Mohammed, der sich gleichfalls unter den Zuschauern befand, konnte dabei den Aufzug des Herrschers beobachten. Vor ihm her gingen viele

Soldaten, und hinter ihm ein beträchtliches Gefolge. Auf beiden Seiten waren Musicanten, und eine Reihe Neger bewegte sich singend und tanzend, mit dem Gesicht nach ihm gekehrt rückwärts, und schlug mit den Händen den Tact. — Der schwarze Sultan hatte einen Kopfputz von vielen Straußenfedern, war mit mehrern Haiks bekleidet, und an Händen, Füßen und Hals mit ungemein viel goldnen Zierrathen überladen. — Unter den Gefangnen, welche zum Theil weiblichen Geschlechts waren, befanden sich Neger von Bamburre Ihre Anzahl belief sich, nach des Augenzeugen Ueberschlag, auf mehr als 3000. Nachdem sie vor dem Sultan vorbeigezogen, wurden sie in einen großen Hof gesperrt, und am folgenden Tage öffentlich verkauft. Sidy Mohammed kaufte 20 Neger und 5 Negerinnen, für welche er nicht mehr als 50 gewönliche Haiks (jeden zu 10 Franken) bezahlte. Zu diesem Kaufcontract mußten indeß erst die Beamten des Königs ihre Zustimmung geben, welche zuvor eine gewisse Anzahl Sclaven für ihren Herrn auswählten. Die beträchtlichsten Sclavenaufkäufe wurden von den Mauren gemacht, die mit der nächsten Caravane ins Maroccanische Reich abzugehen gedachten. Die erhandelten Neger werden indeß nie vor der Abreise der Käufer ausgeliefert, um jedem Betrug und den Unordnungen, die sonst in der Stadt entstehen könnten, vorzubeugen."

„Die Stadt selbst gleicht einem ungeheuern Lagerplatze, wenn man die viereckigen, gewöhnlich mit Terrassen bedeckten Häuser für Zelte nehmen will. Der Palast des Königs ist, so wie die Häuser der Vornehmsten und einige öffentliche Gebäude, aus weißen Steinen erbaut, die übrigen dagegen alle aus röthlichem Thon.

„Zwei Stunden südlich von Timectou fließt ein Strom (Hamar nannte ihn Ouadi Soudan), der beständig von den Einwohnern besucht wird. Auf dem Wege dahin sieht man fortwährend beladne Cameele und Neger, die Lasten auf dem Kopfe tragen. Der beträchtlich große und stets wasserreiche Strom wimmelt von kleinen und großen Fahrzeugen. Die letztern kommen von Djinnie, und gehen sehr weit ostwärts. Jenseits des Flusses liegt eine halbe Tagereise von Timectou die kleine Stadt Oualadi. Ueber dieselbe führt die Handelsstraße in die südlichen Länder, und von hier aus wird Timectou größtentheils mit Lebensmitteln versorgt. Es blühen da Reiß- und Hirsenbau und Viehzucht. Täglich gehen die Einwohner auf die Straußenjagd, da das Fleisch dieser Vögel eine ihrer Lieblingsspeisen ist. Der Reiß ist in Soudan die Grundlage aller Nahrung.

Eine ansteckende Krankheit, die zu Timectou in Folge großer Dürrung ausbrach, bestimmte Sidy Mohammed, nicht so lange daselbst zu verweilen, als er früher gedachte. Bei seiner Abreise wurden täglich viele Opfer dieser Krankheit begraben. Die von derselben befallnen Menschen starben kurz nach den ersten Symptomen. Die Einwohner suchten sich gegen Ansteckung dadurch zu schützen, daß sie fortwährend einen mit Harz beklebten Stock unter die Nase hielten. — Sidy Mohammed kehrte mit beträchtlichem Gewinne in seine Heimat zurück. Wärest Du nicht ein Christensclave, (schloß Hamar seine Erzählung), so würde ich dir selbst rathen, mit meinem Freunde Ali, der in wenig Tagen auf den Sclavenhandel nach Soudan ziehen wird, die Wüste zu durchreisen.“ *)

*) Obgleich Hamars Bericht uns in Betreff Timbuctus wenig

Fernere Schicksale des Verfassers und dessen Gefährten.

Beirouc hatte einem Feste in der Umgegend beigewohnt, und erzählte mir bei seiner Nachhausekunft, es werde uns

---

neue Aufschlüsse giebt, so ist er doch schon wegen der Wahrheitsliebe jenes Mannes beachtenswerth. Ich mache den Leser hier darauf aufmerksam, daß Robert Adams wahrscheinlich nie in Timbuctu gewesen sei. Warum hätte sonst Hamar, der sich seit sechs Jahren zu Ouadnoun aufhielt, dessen gar nicht erwähnt, da er sich doch oft über die Christen ausließ, die vor und nach seiner Ankunft zu Ouadnoun gewesen waren?

Mit mehr Bestimmtheit kann ich indeß von der vorgeblichen Reise Sidy Hamets reden, deren Beschreibung man in Capitän Rileys Werke findet. Zwar ist es gar nicht meine Absicht, die Glaubwürdigkeit der detaillirten Erzählung, die Sidy Hamet in den Mund gelegt wird, zu bestreiten, denn diese kann aus einer eben so ächten Quelle geschöpft seyn, als die meinige; nur glaube ich beweisen zu können, daß Alles, was Sidy Hamet über Timectou berichtet, nicht das Resultat seiner eignen Beobachtungen sei. Vorausgesetzt nämlich, daß derselbe mit unserm ehemaligen Herrn ein und dieselbe Person ist. Dieß ist nun wohl nicht zu bezweifeln. Denn obgleich der Capitän von dieses Mannes mildem Character so viel Rühmens macht, und wir grade das Gegentheil erfuhren, so konnte sein verschiednes Betragen von Umständen abhängen, die wir nicht kennen. Derjenige Sidy Hamet, in dessen Gewalt wir uns befanden, hatte, wie jener des Capitän Riley, einen Bruder, Namens Seid. Hamar hat uns ferner

morgen ein Französischer Renegat besuchen, der sich schon seit 30 Jahren im Lande aufhalte, und ein Pulverfabricant sei.

---

erzählt, daß seit einer Reihe von Jahren Sidy Hamet alle christliche Sclaven in der Wüste an sich gekauft, und viele in eigner Person nach Mogadore gebracht habe. Dieß hat mir Sidy Hamet selbst bestätigt, und mir dabei gesagt, er wage seit einiger Zeit so wenig, als Beirouc, das Maroccanische Gebiet zu bereisen, ohne mir jedoch den Grund davon mitzutheilen. Noch mehr; derselbe Sidy Hamet, der den Capitän Riley nach Mogadore führte, hat mir auf meine Anfrage bestimmt versichert, er sei nie in Timectou gewesen, und Hamar hat mir zum öftern bezeugt, weder Sidy Hamet, noch Sidy Ischem, noch die beiden Cheiks von Ouadnoun seien je bis zu jener Stadt gedrungen, die ihnen durch ihre Handelsverbindungen so viel Vortheil bringt. A. d. V.

Anm. Ohne uns ein entscheidendes Urtheil anmaßen, oder im geringsten der Glaubwürdigkeit des Verfassers zu nahe treten zu wollen, fühlen wir uns doch aufgefordert, um der Wahrheit willen die Haltbarkeit der Gründe ein wenig zu beleuchten, durch welche Hr. Cochelet darzuthun sucht, daß weder Robert Adams, noch Sidy Hamet je in Timbuctu gewesen seien.

Den ersten Theil dieser Behauptung sucht derselbe mit dem Argument zu unterstützen, daß Hamar, der ihm wissentlich nichts verschwiegen, nie geäußert habe, daß ein Christensclave in Timbuctu gewesen sei. Hr. Cochelet setzt also voraus, daß jener Maure um ein solches Factum nothwendig habe wissen müssen. Allerdings ist Adams auf seiner Rückreise von Timbuctu durch Ouadnoun gekommen; allein welches Interesse konnte Hamar haben, sich genau mit dessen Schicksalen bekannt zu machen? Hatte er auch in diesem Falle Gelegenheit dazu? Kann überhaupt, so fragen wir jeden unbefangnen Leser, kann überhaupt ein so unerheblicher Umstand uns berechtigen, Thatsachen in Zweifel zu ziehen, deren Wahrheit durch so viel innere und äußere Gründe (man sehe die Vorrede zu dem

Da wir, im Fall er seine Muttersprache nicht ganz verlernt hätte, einen guten Dollmetscher an ihm zu finden hofften, so erwarteten wir ihn mit wahrer Ungeduld; allein er kam nicht. Vielleicht mißgönnte uns der Scheik die Freude, die uns seine Ankunft verursacht haben würde.

Indeß waren wir zu jener Zeit des Trostes sehr bedürftig. Schon seit 36 Tagen hatten wir die Minuten gezählt, bis wir Nachrichten von Mogadore erhalten würden, und noch immer vergebens. Zuweilen kamen uns Gerüchte zu Ohren, die bald wieder für falsch erklärt wurden. Eines Tages meldete uns ein Maure, er habe einem Agenten unsers Consuls

---

Narrative of Robert Adams), und noch neuerdings durch die Bemerkungen des berühmten Geographen Lapie bekräftigt wird?

Auf den zweiten Theil der Behauptung scheint indeß eine gewisse Animosität, die Hr. Cochelet gegen den Capitän Riley hin und wieder an den Tag legt (in einem Anhange zu seinem Werke setzt er den Capitän wegen der Stelle, Rileys Schicksale rc. S. 513—516 zur Rede), Einfluß gehabt zu haben. Er kann zwar gegen das Wesentliche des im Rileyschen Werke über Timbuctu Angeführten keine gegründete Zweifel erheben; daher greift er die Form an, und behauptet, Sidy Hamet sei nie in Timbuctu gewesen, indem dieser es selbst gegen ihn geleugnet habe. Dazu mochte der falsche Maure wohl seinen Grund haben, und wäre es auch kein andrer gewesen, als sich vor der Fragseligkeit des Verfassers sicher zu stellen, indem ihm schon aus Erfahrung bekannt war, wie sehr die Europäer nach Aufschlüssen über jene Stadt jagten. Sein Verhältniß zum Capitän Riley war dagegen ein ganz andres, und dem aufmerksame Leser beider Werke kann wohl nicht entgehen, daß die Veränderung in Sidy Hamets Betragen gegen Christensclaven wohl von dem Umstand herrührte, daß derselbe mit Mogadore keine unmittelbare Communication mehr unterhalten konnte.

Der Uebersetzer.

begegnet, der uns Hülfe bringe. Dagegen sagte uns Beirouc oft, die Pest wüthe im Maroccanischen Reiche, und alle Christen hätten sich deßhalb eingeschifft; wir dürften daher auf unserm baldigen Loskauf nicht rechnen, und er würde uns arbeiten lassen, da er nicht gesonnen sei, uns länger umsonst zu erhalten.

Da unsre Kraftlosigkeit uns zu jeder Art von Arbeit unfähig machte, so waren wir in nicht geringer Sorge darüber, daß er seine Drohung wahr machen werde. Doch wie schauderte ich, als ich erfuhr, zu welcher Arbeit wir angestellt werden dürften, sobald man die Hoffnung aufgebe, ein Lösegeld für uns zu erhalten. Hamar erzählte mir, man habe vor mehrern Jahren einige Sclaven, die kein Consul reclamirte, in der brennendsten Sonnenhitze Gerste austreten lassen. Zu diesem Ende hatte man sie mit Pferden und Maulthieren an die Leine gebunden, wobei sie von Negern, die mit Stöcken auf sie einhieben, zu beständiger Thätigkeit genöthigt wurden. Einer dieser Sclaven, den seine körperlichen Leiden einst zur Arbeit ganz unfähig machten, wurde bei dieser Gelegenheit von einem Kinde, daß ihn dazu zwingen wollte, erstochen.

Um uns vor einer ähnlichen Behandlung von Beироucs Seite sicher zu stellen, mußten wir seine Hoffnung nähren, und uns in seinen Augen eine gewisse Wichtigkeit geben. Obgleich wir seit dem Empfang des Briefes von Hrn. Casaccia, der uns über unsre wahre Lage zu schweigen rieth, in diesem Stücke zurückhaltender gewesen, so durften wir doch auch nicht thun, als seien wir ganz von Mitteln entblößt, denn somit hätten wir unser Todesurtheil eigenhändig unterschrieben. Wie oft haben

wir Beirouc Mährchen erzählt und goldne Berge vorgespiegelt, und ihn so besänftigt, wenn er mit größrer Strenge gegen uns verfahren wollte. Indessen hatten doch solche Vorspiegelungen auf unsern unmenschlichen Herrn nicht ganz den wohlthätigen Einfluß, den wir von ihnen erwarteten, indem er dieselben nicht unbedingt glaubte. Er that nun, als wenn wir ihn gar nichts mehr angingen, und wir mußten uns aus unsern eignen Mitteln erhalten. Hr. Mexia hatte eine Halsbinde, und Scheult eine silberne Schnalle zu retten gewußt. Diese wurden verkauft, und für das Kaufgeld Lebensmittel angeschafft. — Um den nagenden Hunger zu beschwichtigen, gingen wir täglich in den Gärten umher, und flehten die an denselben arbeitenden Mauren um Erbarmen an. Sie ließen sich zuweilen unser Elend zu Herzen gehen, und warfen uns von den Bäumen herab einige Feigen zu, über welche wir gierig herfielen. Insbesondre ermangelte ein alter Neger, der die Aufsicht über einen der beträchtlichsten Gärten führte, wenn ich vorbei ging, fast nie, mich zu rufen. Dann theilte er mir einige Feigen und Tabacksblätter mit, die ich heimlich in unsern Kerker zu schaffen suchte. — Den 5. September hatte ich ohne Erfolg meine gewöhnliche Runde durch die Gärten gemacht, und kehrte niedergeschlagen zu meinen Gefährten zurück. Meine chronische Schwäche war jetzt so groß, daß ich unwillkürlich den Kopf zur Erde niederbog, und mich kaum auf den Beinen erhalten konnte. So hatte ich mich mühselig bis in unsern Hof geschleppt, und als ich bei meinem Eintritte die Augen aufschlage, steht der seit 40 Tagen so heiß ersehnte Amenahem vor mir. — Ich traute meinen Augen nicht, als ich den Juden erblickte, auf den sich unsre ganze Hoffnung stützte, und der

mich stumm und lächelnd ansah. Erst, als mir meine Gefährten zwei an mich adressirte Briefe überreichten, überzeugte ich mich, daß es keine Täuschung sei. Jene hatten meine Rückkehr geduldig abgewartet, ohne sie zu lesen, und ein Verstoß gegen das Schickliche wäre doch wahrlich in ihrer Lage sehr zu entschuldigen gewesen, da sie schon seit einer Viertelstunde das versiegelte Schreiben in Händen hatten, das über ihr Schicksal entscheiden mußte. — So vertraut ich zeither mit heftigen Gemüthsbewegungen geworden war, so hatte ich doch nie etwas dem Aehnliches empfunden, wie damals, als ich den ersten Brief durchlas. Ich verstummte vor Freude, und konnte meinen Gefährten, die mit der gespanntesten Ungeduld harrten, den Inhalt nicht mittheilen. „Nun! riefen Alle, wie aus einem Munde, sind wir endlich frei, oder unwiederbringlich verdammt, hier zu sterben? — Bald, meine Freunde, rief ich, werden wir frei seyn; da, leset selbst, und zweifelt nicht mehr, daß wir unser Vaterland in Kurzem wiedersehen werden. — Hr. Scheult nahm mir den Brief aus der Hand, und las mit vernehmlicher Stimme:

Mogadore, den 27. August 1819.

An Herrn Cochelet zu Ouadnoun!

„Ich mache Ihnen hiedurch bekannt, daß die Herren Sourdeau und Calaço in Ihrer Angelegenheit an den Hof zu Marocco berichtet, und daß Se. Majestät ihrem Alcaiden zu Sus Befehl ertheilt haben, Sie zu jedem Preise loszukaufen, und hierher zu schicken. So eben ist mir das kaiserliche Schreiben zu Handen gekommen, und ich beeile mich, dasselbe durch eine Ordonnanz dem Gouverneur zuzuschicken. Zugleich geht ein Cou

tier an meinen Agenten ab, damit dieser sein Geschäft fallen lasse, in so fern es noch nicht beendigt ist."

„Theilen Sie meinen Brief Ihren Unglücksgefährten mit. In der Hoffnung, Sie bald umarmen zu können ꝛc.

Casaccia."

Als Hr. Scheult geschlossen, war es uns unmöglich, dem Ausbruch unsrer Gefühle länger Einhalt zu thun. Unsre Freude streifte an Wahnsinn, und bemeisterte sich unsrer in dem Grade, daß wir nicht mehr Herren unsrer Handlungen waren; wir drückten uns die Hände, fielen uns einmal über das andre um den Hals, und wünschten uns zu der Nachricht Glück, die uns dem Leben wieder schenkte. — Diese unzeitigen Aeußerungen des Entzückens konnten indeß zu unserm Verderben gereichen. Amenahem, der sich in seiner Art, d. h. sehr gelassen, mit uns freute, ermahnte uns, die Freude nicht so laut werden zu lassen, und besonders dem Cheik Beirouc nichts merken zu lassen, dessen ältester Sohn sich eben in der Absicht näherte, uns zu beobachten. Zugleich hieß er mich den andern Brief von Hrn. Casaccia lesen. Derselbe war von einem frühern Datum, als der erste, und in demselben von unsrer Befreiung noch nicht die Rede. Wir ersahen aus ihm, wie sehr der Despot, in dessen Gewalt wir uns befanden, zu fürchten war, und wie wir in allen Stücken uns vor ihm verbergen mßüten. Wir ließen also nicht das Mindeste von unsern Hoffnungen laut werden, und Amenahem nahm bald von uns Abschied, weil es ihm jetzt nicht mehr zukam, etwas zu Gunsten unsrer zu unternehmen, nachdem der Kaiser unsre Auslösung

über sich genommen. Ehe er abreiste, händigte er mir noch einige geringe Geldstücke ein, die uns, falls man uns im unverkümmerten Besitz derselben ließ, auf einige Tage das Leben fristen konnten, und die ich ihm zu Mogadore zurückzuerstatten versprach. Er hatte den wahren Beweggrund seiner Reise dadurch bemäntelt, daß er für Beirouc eine Lieferung an Thee und Zucker mitgebracht hatte.

Der Natur der Sache nach, hätte man meinen sollen, ein so unumwundner Befehl des Kaisers würde von dem Gouverneur von Sus auf der Stelle befolgt werden; daher schlossen wir, die von Tarodant, der alten Hauptstadt des Königreichs Sus, erwartete Hülfe würde in der Kürze eintreffen, da jene Stadt nur drei Tagereisen von Ouadnoun entfernt ist. Vier Tage lang konnten wir mit unsern geringen Mitteln das Dasein fristen, doch über diesen Termin hinaus, waren wir wieder den Qualen des Hungers Preis gegeben, da Beirouc uns durchaus keine Nahrungsmittel zukommen ließ. Dieser stand in der festen Ueberzeugung, daß an unsern Loskauf nicht zu denken sei, und brütete über einem schwarzen Plane gegen uns. Nie war seine Stimmung so ungünstig für uns gewesen. Er vermied uns immer sichtlicher. Fünf Tage, nachdem wir die ihm unbekannten Nachrichten erhalten hatten, redete er mich indeß an, und erklärte, wie er es überdrüssig sei; uns länger zwecklos zu erhalten, und nun in Rücksicht unsrer durchgreifende Maßregeln zu ergreifen gedächte. — Nie war unsre Lage critischer gewesen, und vielleicht sollte der künftige Tag uns Hülfe bringen, während wir heute als die Opfer eines grausamen Planes fielen. Ich bot alle Gründe, die mir beifie-

len, auf, den Zorn unsers furchtbaren Gebieters zu beschwichtigen, und beschwor ihn zuletzt, er möge uns noch eine Frist von drei Tagen bewilligen, nach deren Verlauf er uns die ganze Macht seines Zornes empfinden lassen könne. Dieser Vorschlag war der einzige, welcher für jetzt bei ihm Eingang finden wollte. — Zwei Tage waren schon vergangen, und der dritte angebrochen, ohne daß die ersehnte Hülfe eingetroffen wäre. Wir konnten uns diese unbegreifliche Verspätung nicht erklären, und zitterten davor, daß Beirouc seine Drohungen verwirklichen würde, als gegen Mittag der Cheik Ibrahim mit heitrer Miene in unsern Hof trat, und uns ankündigte, daß zwei Abgeordnete des Kaisers uns in seiner Wohnung erwarteten. Wir vermochten es über uns, die Freude, die uns bei dieser so unerwartet mitgetheilten Nachricht durchbebte, in unserm Innern zu verschließen, und Scheult schickte sich mit mir an, dem Cheik zu folgen, der mit forschendem Blick in unserm Gesichte lesen wollte, ob wir schon darum wüßten, daß sich der Sultan unsrer annähme. Meine übrigen Gefährten, die, bis auf Affilé, kaum gehen konnten, blieben zurück. Nur selten verließen sie die Lagerstätte, auf welcher sie so lange ihre Leiden mit Ergebung ertragen hatten.

Der Cheik Ibrahim bewohnt den großen Thurm zu Ouadnoun. Wir fanden die uns erwartenden Mauren im Hintergrund eines kleinen Zimmers auf einem Teppich liegend. Sie waren sehr gut gekleidet, und hielten einen Rosenkranz in der Hand, mit dem sie fortwährend spielten. Mit freundlicher Miene kündigten sie uns an, daß ihr Sultan in unsre Befreiung gewilligt habe, und daß wir für diese Güte nie erkenntlich genug seyn könnten. — Beirouc saß düster und in sich ge-

kehrt neben den beiden Mauren. Jedoch nahm er an der Unterredung Theil, die zum Zwecke hatte, unsern Preis festzusezzen. Nachdem der Streit von beiden Seiten mit Hitze geführt worden war, erhielten wir die Weisung, uns zu entfernen. — Abends trank Ibrahim bei seinem Bruder Thee, wobei nur zwei Mauren von Ouadnoun zugegen waren. Das Theezimmer war gleich neben unserm Kerker, und hatte nichts vor demselben voraus. Der Wortwechsel nahm wieder seinen Anfang, und Scheult und ich mußten herbeikommen. Die beiden Cheiks geriethen bald in den heftigsten Zorn gegen einander, und die gegenwärtigen Mauren suchten sie zu besänftigen. Sonderbar genug vergaßen sie darüber nicht, uns Thee anzubieten, und selbst wacker zu trinken. Während sie sich unter lautem Geschrei herumstritten, hatten sie in einer Hand die Flinte, und in der andern die Tasse. Beirouc wurde aber bald gelassen, da ihm sein Bruder, wie es schien, nachgegeben hatte, nahm ein Bret, und schrieb mit einem Rohre einige Zahlen darauf. Man kam zuletzt dahin überein, daß Tags darauf drei Mauren nach Tarodant geschickt worden sollten, wogegen die Kaiserlichen als Geißeln zurückbleiben, und erst dann mit uns abreiseisen sollten, wenn das geforderte Lösegeld richtig überliefert seyn würde.

Demzufolge bestiegen am folgenden Morgen drei Mauren ihre Pferde, und brachen gen Tarodant auf. Absichtlich waren dieselben wohl mit trefflichen Rossen und köstbarem Pferdeschmuck ausgestattet worden, damit sie auf kaiserlichem Boden mit desto mehr Glanz erscheinen sollten.

Unser Loos blieb indeß stets dasselbe, denn Beirouc schien höchst aufgebracht darüber, daß der Kaiser unsern Loskauf über



sich genommen. Obgleich er ganz unabhängig von diesem war, so mußte er doch wegen der Handelsverbindungen gewisse Rücksichten gegen ihn nehmen, die gegen den Consul nicht Statt fanden, welchem er einen beliebigen Kaufpreis bestimmen konnte. Und so schien er durch wo möglich noch härtere Behandlung uns die letzten Tage unsrer Gefangenschaft verbittern zu wollen. — Doch wir mußten den Zeitpunct unsrer Befreiung auch erleben können, und hiezu war bei unsrer stets zunehmenden Schwäche nur geringe Hoffnung vorhanden, wenn wir, wie dieß nicht anders vorauszusehen war, noch einige Tage in demselben Elend zubringen mußten. Ich und die Uebrigen, die nicht entschieden krank waren, konnten kaum gehen. Meria war jetzt durch seine Leiden so heruntergekommen, daß wir ihn schon einige Zeit für todt achteten; und da er selbst die Hoffnung aufgegeben hatte, Ouadnoun zu verlassen, so konnte ihm die gewisse Aussicht auf unsre nahe Befreiung nur seine letzten Augenblicke verkümmern. — Unter diesen Umständen sollte Hamar unser Retter werden. Der treffliche junge Mann hatte mich besonders lieb gewonnen, und da er bemerkte, wie sehr mich die Grausamkeit und das unwürdige Verfahren des Scheiks angriff, steckte er mir Abends 3 Piaster zu, und sprach: „Nimm dieß Geld, und kaufe dir heimlich Lebensmittel, da Beirouc euch keine zukommen läßt. Ich wünschte, ich hätte dir mehr anzubieten, allein der Scheik ist mir meinen Sold fast seit dem Tage meines Eintritts in seine Dienste schuldig." Dieß edelmüthige Benehmen, das sich mit dem Maurischen Character so wenig verträgt, setzte mich in das größte Erstaunen. In meiner Lage konnte ich das Geschenk nicht ausschlagen, sondern mußte es vielmehr mit der dankbarsten Gesin-

nung annehmen. Diese bezeigte ich meinem Wohlthäter durch tausend Danksagungen, und fragte ihn dann, wie ich ihm diese rührende Handlung der Menschenliebe einst vergelten könnte. „Mache dir darüber keinen Kummer, erwiderte Hamar, Eigennutz hat mich nicht zu dieser Handlung bestimmt. Willst du mir jedoch wieder gefällig seyn, so nimm mich bei deiner Abreise von Ouadnoun mit dir. Lange bin ich des Aufenthalts an diesem Orte überdrüssig, und da ich hier eingesehen habe, wie gut und fromm die Christen sind, so bin ich entschlossen, falls du nichts dawider hast, dich in dein Vaterland zu begleiten.“ Der Vorschlag des guten Hamar musste nothwendig meinen innigsten Beifall erhalten, indem ich dadurch Gelegenheit erhielt, ihm zu Mogadore seine Auslagen mit reichen Zinsen zurückzuzahlen. Auch fühlte ich mich sehr geneigt, einen Menschen in meine Dienste zu nehmen, der in dem merkwürdigsten Acte meines Lebens eine so wichtige Rolle gespielt hatte; und so wurde denn beschlossen, daß Hamar mit uns abreisen sollte. Um jedoch dem Groll Beicours keine neue Nahrung zu geben, wurde ausgemacht, er solle erst wenige Tage vor unserm Aufbruch, unter dem Vorwand, seine Familie besuchen zu wollen, um dessen Zustimmung zur Reise anhalten.

Seit dieser Uebereinkunft bestrebte sich Hamar immer eifriger, uns nützlich zu werden. Fortwährend ließ er uns hinter Beiroucs Rücken solche Unterstützung angedeihen, deren wir bei unsrer unglaublichen Kraftlosigkeit gar nicht entbehren konnten. So kamen wir wieder ein wenig zu Kräften, und konnten der nahen Reise mit mehr Muth entgegensehen. Selbst auf Meria und Souza hatte die bessere Nahrung und

die Aussicht auf die nahe Befreiung den wohlthätigen Einfluß, daß sie wieder zu hoffen wagten, uns begleiten zu können, und der Erstre vermochte endlich wieder aufzustehen, nachdem er zwei Monate lang auf derselben Stelle gelegen hatte. Er war jedoch bis zum Skelette abgemagert. Wir selbst gaben ihm in diesem Stücke wenig nach, und unsre Geisterblässe, die durch einen viermonatlichen Bart noch gehoben wurde, machte, daß wir uns vor einander entsetzten. — Zehn lange Tage waren verflossen, ohne daß die Mauren von Torodant zurückgekehrt wären; die Scheiks fingen an, einige Unruhe darüber zu bezeigen, und die beiden Maurischen Geißeln, die ich täglich sah, wußten selbst nicht, wie sie sich dieses Außenbleiben erklären sollten. Sie wußten jedoch diese Umstände sehr zu ihrem Vortheil zu benutzen, indem sie die Gegenstände von Werth aufkauften, welche die Araber von dem gescheiterten Schiffe aus der Wüste brachten.

In die unerträgliche Einförmigkeit unsrer Lage wurde in den letzten Tagen durch zwei Naturerscheinungen einige Abwechselung gebracht. Die erste verbreitete allgemeines Schrekken, die zweite die ausgelassenste Freude. — Den 23. oder 24. September, als sich die Sonne nach einer drückend heißen Nacht kaum über den dunstumhüllten Horizont erhoben hatte, wehete von der Wüste ein versengender Wind herüber, und wurde bald zum heftigen Sturme. Die ganze Stadt ertönte sogleich von Jammergeschrei. Unbekannt mit der Ursache dieses plötzlichen Aufruhrs, springen Scheult und ich hinaus, und sehen die Einwohner in der größten Verwirrung und mit verhülltem Haupte hin und her laufen. Bald erkennen wir, daß

sie sich, mit Anwendung dieser Vorsichtsmaßregel, dem gefährlichen Winde aussetzen, um eine andre Landplage abzuwehren, deren Vorläufer jener ist. Rings um die Gärten werden Feuer angeschürt, und man sucht, den herannahenden Feind durch unausgesetztes Geschrei zum Rückzug zu nöthigen. Doch nichts kann ihn in seinem Laufe hemmen, und bald erkennen wir schwarze Wolken von Heuschrecken, die so schnell wie der Wind, mit dem sie fliegen, auf uns zueilen, und sich in ungeheuern Schwärmen auf allen Seiten niederlassen. — Die ganze Vegetation der Gegend scheint in wenigen Augenblicken ein Raub dieser Insecten werden zu müssen; allein die Vertheidigungsmaßregeln werden verdoppelt, heller lodern die Feuer empor; fürchterlicher ertönt von allen Seiten das Geschrei der Einwohner, und bald sieht sich zur allgemeinen Freude das zerstörende Heer zum Abzug genöthigt. Ein Schwarm erhebt sich nach dem andern mit großem Geräusch in die Lüfte.

Die allgemeine Freude, welche nach der Entfernung der Heuschrecken herrschte, sollte bald durch ein eben so unerwartetes, aber weit erwünschteres Ereigniß gekrönt werden. Mit dem Einbruch der Nacht umwölkte sich der Himmel; es fing an, unausgesetzt zu blitzen und zu donnern, und gegen Mitternacht entluden sich die Wolken in einem so reichlichen Regen, daß ich befürchtete, die Lehmhäuser möchten weggeschwemmt werden. — Bei Tagesanbruch hörten wir ein wiederholtes Freudengeschrei, und dazwischen das Rauschen eines gewaltigen Stromes. Die Neugierde trieb uns hinaus, und wie wunderten wir uns, als wir das Flußbette ganz voll Wasser, und die Felsen mit ihrem Schmucke von Lorberrosen nur noch ein we-

nig hervorragen sahen. Die ganze Volksmasse zog jubelnd nach dem Strome, und einige Weiber und Kinder sprangen vor Freude in den minder tiefen Stellen des Flusses umher.

Beirouc schien sogar durch die allgemeine Freude so gut gelaunt geworden zu seyn, daß er uns etwas gelinder behandelte. Abends nahm er seinen Platz im Hofe, den er so lange gemieden hatte, wieder ein. Bald rief er mich zu sich, redete mich mit ungewöhnlich freundlicher Miene an, und that mir den Vorschlag, im Falle ich in mein Vaterland zurückkehrte, eine Handelsverbindung mit dem Lande der unabhängigen Mauren zu errichten. Er meinte, die Abhängigkeit von Marocco, in welcher er in Hinsicht der Europäischen Artikel lebe, sei ihm unerträglich. Er habe daher beschlossen, unfern dem Orte, wo wir gescheitert wären, einen Thurm zu bauen, und in demselben eine Waarenniederlage anzulegen, welche dann mit Vortheil von Europäischen Schiffen besucht werden könnte, und ihn zugleich in den Stand setze, aus allen Schiffbrüchen unmittelbaren Nutzen zu ziehen.

Schon der letztre Grund wäre hinreichend, um Jedermann von der Verbindung mit diesem Manne abzuschrecken. Allein ich fand vor der Hand für gut, ihm vollkommen Beifall zu zollen. Er schien sich hierüber wirklich zu freuen, und ließ sogleich von Hamar einige Waarenproben herbeiholen.

Am folgenden Tage (dem 28. September, dessen ich mich stets als des glücklichsten meines Lebens erinnern werde) kam Hamar mit frohem Gesichte und ganz außer Athem in den Hof gelaufen, und verkündete uns, daß unser Lösegeld von

Tarodant angekommen sei. Bald kam auch Beirouc mit der kaiserlichen Bedeckung, und versicherte uns, wir würden morgenden Tages abreisen. Wenn übermäßige Freude überhaupt tödtlich werden kann, so war dieß in unsrer Lage zu befürchten. Der fühlende Leser denke sich unser Glück, das keine Feder schildern kann.

Mit den fünf Mauren, die unser Lösegeld überbrachten, war zu deren Sicherheit Abdallah, Sidy Ischems Sohn, gekommen. Es war ein junger Mann von sehr sanftem Aeußern. Da das Gebiet seines Vaters an das kaiserliche grenzt, so hatte er die Maroccaner bis Ouadnoun begleitet, um sie vor jedem Ueberfall sicher zu stellen.

Zum letztenmale machte ich nun noch einen Ausflug in die Umgegend, wobei ich die Stadt mit meinem Bleistifte auf ein Stückchen Papier aufnahm. — Kaum fing der Tag an zu grauen, als wir von unsern Führern Befehl zum Aufbruch erhielten. Mit uns machte sich Hamar reisefertig, und eben wollten wir uns in Bewegung setzen, als Beirouc noch eine Anforderung von 20 Piastern *) an mich machte, vor deren Bezahlung er mich nicht ziehen lassen wollte. Dieß unerwartete Hinderniß könnte für mich sehr traurige Folgen gehabt haben, wenn nicht Hamar sich dazwischen gelegt, und die geforderte Summe entrichtet hätte. Ohne Abschied zu nehmen, kehrte uns Beirouc nun trotzig den Rücken zu; wir brachen auf, und

*) In der That hatte der Verfasser diese Schuld früher contrahirt, indem er Beirouc durch Versprechung dieser Summe eine hohe Meinung von seinem Vermögen beibringen wollte.

bald hatten wir Duabnoun auf immer aus den Augen verloren.

Unser Zug bot das Bild des tiefsten Elends neben Orientalischer Pracht dar. Wir saßen mit elenden Lumpen bedeckt, und bis zu Gerippen abgemagert sehr linkisch auf Maulthieren, die nur mit Saumsätteln versehen waren. Unsere glänzend gekleideten und wohlgenährten Führer dagegen hatten die schönsten Pferde, die ich je gesehen. — Eine Stunde lang mochten wir gereist seyn, als plötzlich Abdallah seine Flinte lud, und im gestreckten Galopp in das Strauchwerk zu unsrer Linken absprengte. Die meisten unsrer Begleiter folgten ihm, und bald bemerkten wir, daß sie eine Gazelle verfolgten, die mit Blitzesschnelle vor ihnen floh. Mehreremale waren die geschickten Reiter dicht hinter ihr, und schossen dann mit gestrecktem Arme ihre Gewehre ab, aber wahrscheinlich ohne das Thier zu treffen. Zuletzt entkam dasselbe auf ein für die Pferde unzugängliches Terrain. Bald waren die Jäger auf ihren schaumbedeckten Pferden wieder bei uns, ohne daß dieses unterhaltende Abenteuer uns im Geringsten aufgehalten hatte.

Links und rechts an unserm sehr betretnen Wege sahen wir nun Dörfer liegen, die zum Theil menschenleer standen, indem die Pest vor Kurzem in dieser Gegend gehaust hatte. Um 4 Uhr kamen wir durch eine bewohnte Ortschaft. Ein klarer Bach durchströmte dieselbe, und bewässerte die ringsumher liegenden Obstgärten. Nachdem wir hier unsre Thiere getränkt, und dann zwischen hohen Bergen weiter gereist waren, bivouakirten wir bei dem Dorfe Tasserit, unter einem ungeheuern Arganbaum (Elaeodendron Argan). Unsre Be-

gleiter bewiesen uns viel Theilnahme, und gaben uns Essen und Decken, die uns einigermaßen gegen die kalte Nachtluft schützten. — Lange vor Tagesanbruch brachen wir auf, und zogen immer in der Schlucht fort, die sich zuletzt schloß, so daß wir einen sehr steilen Berg erklimmen mußten. Auf dem Gipfel desselben, den wir mit unendlicher Anstrengung nach 8 Uhr erreichten, trafen wir die Reste einer Portugiesischen Festung. Noch hielten hie und da die Steine durch den Mörtel zusammen, und wir reiheten an den Anblick dieser Trümmer vergangner Jahrhunderte verschiedne Betrachtungen. Warum hat keine größere Macht dem Beispiel der Portugiesen gefolgt, und versucht, die barbarischen Bewohner dieser fruchtbaren Küstenländer zurückzutreiben? — Nachdem wir über eine Stunde weit auf einem oft in Felsen gehauenen und am Rande fürchterlicher Abgründe hinführendem Pfade bergab gestiegen waren, kamen wir am Fuße des Berges bei einem mit Feigenbäumen umgebnem Hause an, vor welchem ein schattiger Baum uns zur Ruhe einlud. Hier blieben wir einige Stunden. Der Eigenthümer des Hauses brachte uns Essen, und zeigte uns auf einem benachbarten Berge die Ruinen einer andern Portugiesischen Veste. In ihr wohnte vor Zeiten, wie uns der Erzähler versicherte, ein christlicher Hauptmann, vor dem die Mauren in beständiger Furcht waren. Noch jetzt soll auf demselben ein großer Schatz verborgen liegen; allein die Mauren wagen nicht ihn zu heben, indem die Ersten, welche dieß versuchten, von furchtbaren Erscheinungen erschreckt worden seyn sollen. Von hier aus kamen wir nach zweistündigem Marsche zum Dorfe Tilline, das eine sehr malerische Lage hat. Gegen 50 Häuser sind auf dem Gipfel eines hohen Berges

erbaut, und ungefähr eben so viel liegen an dessen Fuße. Palmen und Feigenbäume, von zahlreichen Quellen bewässert, zieren die Felsenmassen, und als wir nach langem Bergabsteigen in die untere Stadt kamen, sahen wir eine weite Ebene vor uns, welche ein Bach durchströmt, dessen Ufer von Weiden beschattet werden.

Die Nacht war schon eingebrochen, als wir in Sidy Ischems Wohnort, Talent, ankamen. Man führte uns in einen weitläuftigen Hof neben dem Schlosse dieses Fürsten, und wies uns unser Nachtlager an. Darauf brachte man unsern Führern Thee und Cuscussu; auf uns selbst aber schien keine Rücksicht genommen zu werden. Endlich kam Abdallah mit sechs bis sieben seiner Brüder, und hieß uns und Hamar ihn zu seinem Vater begleiten. So müde wir waren, so rafften wir uns doch insgesammt auf, um die Neugierde des mächtigen Fürsten zu befriedigen, der unsrer harrte. Wir fühlten Alle eine gewisse Bangigkeit, die jedoch durch seine Gegenwart gehoben wurde. Noch nie hatte ich einen so heitern und schönen Mauren gesehen. Er lag in der Ecke eines halbüberbauten Hofes auf einem Teppich. Mehrere andre Mauren lagen gleichfalls, jedoch nicht nachlässig, unfern von Sidy Ischem. Einer derselben, anscheinend sein Günstling und privilegirter Lustigmacher, wußte einige Spanische Worte. Der Fürst nahm uns sehr wohlwollend auf, hieß uns niedersetzen, und ließ uns Thee reichen. Man nöthigte uns, von diesem Getränke so viel zu uns zu nehmen, daß ich mich über die Quantität gewundert haben würde, wenn unser Wirth nicht zehnmal mehr getrunken hätte. Während der zwei Stunden, die wir bei ihm zubrachten, trank er unaufhörlich. Er sprach

äußerst geläufig, lachte laut auf, und leerte seine Tasse, so schnell sie gefüllt werden konnte. Der Thee war übrigens mit mehrern gewürzhaften Kräutern versetzt und vortrefflich. Hierauf ließ uns Sidy Ischem Euscussu reichen, und holte uns selbst aus einer benachbarten Kammer einen ungeheuren Topf Honig. Durch eine so unerwartet gute Behandlung wurden wir bald mit unserm leutseligen Wirthe sehr vertraut. Nach der Mahlzeit wurde wieder gefragt und geantwortet, und Sidy Ischem sprach vorzüglich viel von Beirouc, gegen den wir uns in ziemlich bittre Klagen ausließen. Obgleich diese hier zur Unzeit vorgebracht waren, so behielt Sidy Ischem dennoch seine ganze Freundlichkeit bei, besonders da Hamar sehr viel zu unserm Lobe sagte. Unser Wirth zeigte mir hierauf mehrere sehr schöne Europäische Flinten; eine derselben war ihm vor Kurzem von dem Englischen Consul übermacht worden, der sich dafür erkenntlich bezeigen wollte, daß sich Sidy Ischem für die Befreiung einer Englischen Schiffsmannschaft interessirt hatte. Er wünschte den Preis des Gewehres zu wissen, den ich, obgleich dasselbe äußerst schön war, doch übertrieben hoch angab.

Ueber meinen Ausspruch höchst erfreut, zeigte mir Sidy Ischem nun auch seine Pferde, von denen einige wenige Schritte von dem Teppich, auf welchem wir lagen, angebunden waren. Eines derselben war außerordentlich mager; allein da es gewohnt war, in der Wüste auszudauern, von dem größten Werthe. Sidy Ischem hatte mehreremale 2000 Piaster dafür ausgeschlagen. Erst gegen Mitternacht begaben wir uns zur Ruhe, nachdem wir vorher erfahren hatten, wir würden Tages darauf, wegen des Statt findenden Festes Moha-

meds, nicht weiter reisen. — Kaum war der Tag angebrochen, als Sidy Ischem uns einen Hammel brachte, und mich denselben in einem benachbarten Garten schlachten hieß. Da ich indeß wußte, wie sehr die Mauren unsre Weise, Thiere zu schlachten, verabscheuen, so schlug ich das Geschenk aus, und erbat mir nur ein wenig Fleisch für uns. Obgleich unser Wirth sich ein wenig dadurch beleidigt fühlte, so willfahrte er mir doch, und zeigte mir später, als er zur Feier des Festes nach dem benachbarten Orte Illekh ritt, im Vorbeitraben ein sehr gnädiges Gesicht. Auch unsre Escorte zäumte ihre Pferde auf, und ritt ihm eilig nach, um an dem Feste Theil zu nehmen, so daß wir mit einigen Hausdienern allein im Hofe zurückblieben. Bald hörten wir von Illekh zahlreiche Flintenschüsse herüberschallen, als Zeichen, daß die Pferderennen ihren Anfang genommen hatten, fühlten jedoch keinen Drang in uns, Zuschauer derselben abzugeben.

Noch war das Fest nicht zu Ende, als der Jude Amenahem in den Hof ritt, und mir Briefe von den Hrn. Casaccia und Sourdeau überbrachte. Die des Letztern waren im Geiste ächter Menschenliebe abgefaßt. Folgende Stelle diene zum Beispiel:

„Schalten Sie, mein Herr, Sie und Ihre Unglücksgefährten, auf jede Ihnen beliebige Weise über mich. Gewiß ist die schönste Obliegenheit unsres Berufs diejenige, welche uns Gelegenheit giebt, unsern Landsleuten zu nützen. Muth! lieber Freund, Muth! Ich fühle, daß Sie dessen unter solchen Leuten im hohen Grade bedürfen. Lassen Sie uns auf Gottes unendliche Güte vertrauen; er wird Ihnen gewiß aus dieser mißlichen Lage helfen.“

Thränen der Rührung benetzten unser Auge, als wir Hrn. Sourdeaus Briefe lasen. Er gab uns darin viele Verhaltungsregeln; wie wir uns vor der im Maroccanischen Reiche grassirenden Pest hüten sollten; daß wir von Mogadore aus nicht zu Lande reisen möchten, indem die Wege unsicher seien, u. s. w.

Nachdem ich dem guten Amenahem meine Freude über seine Ankunft bezeugt, unterrichtete ich ihn von der guten Aufnahme, die uns Sidy Ischem habe angedeihen lassen. „Das nimmt mich nicht Wunder, erwiderte jener; solltet ihr aber länger bleiben, so würdet ihr nicht immer dasselbe Gesicht an ihm sehen. Es ist ein mächtiger, wegen seines Muths geachteter Fürst, der vorzüglich deßhalb eines großen Ansehens unter den Mauren genießt, weil er der Cherif und Hüter des Heiligthums Moussas zu Illekh ist. Allein sein Sinn ist sehr veränderlich, und geht schnell von der Freude zur Wuth über. Er hat schon öfters bei Festen, wo er ungewöhnlich heiter war, Gäste hinrichten lassen. Bekanntlich sind die unabhängigen Mauren mit den kaiserlichen in beständiger Fehde begriffen. Diese ist indeß seit einiger Zeit weniger allgemein, und Sidy Ischem nimmt geringen Antheil daran. Soliman ließ ihn also sehr höflich einladen, ihn in Marocco zu besuchen; doch Sidy Ischem war viel zu fein, um in die Falle zu gehen, und wies diesen Vorschlag unbedingt ab. Da er indeß dem Sultan einen Begriff von seinen Reichthümern und seiner Macht geben wollte, so schickte er diesem vor nicht ganz einem Jahre 500 Sclaven, 500 Cameele und 500 Pferde, mit dem schriftlichen Bedeuten: er werde ihn nie selbst besuchen; sondern

seine Absicht bei Uebersendung dieser Geschenke sei einzig, ihm zu beweisen, daß er seines Gleichen sei*)."

Die große Beweglichkeit der Gesichtszüge, welche Sidy Ischem in noch höherm Grade, als Beirouc, besaß, machte mir das sehr glaublich, was Amenahem von dessen Unbeständigkeit berichtete. Ich sah also ein, daß man sich sehr hüten müsse, diesen Mann zu reizen; vorzüglich da er noch nicht in das Alter getreten war, wo die Leidenschaften weniger Spielraum haben **).

Nach geendigtem Rennen kam der Fürst bald mit seinem Gefolge zurück. Kaum war er abgestiegen, so rief er mich

---

*) Die Wahrheit dieser Umstände wurde mir später von einem Rabbiner, der Sidy Ischem genau kannte, bestätigt. Derselbe theilte mir einige Züge jenes Fürsten mit, die gewiß nicht ohne Interesse gelesen werden dürften. Vor acht Jahren, erzählte er, zerstörte der vorige Statthalter von Sus, Argenhage, mehrere Ortschaften in Sidy Ischem Gebiete. Letztrer that daher das Gelübde, nicht eher sein Haar schneiden zu lassen, bis er diesen verhaßten Feind entweder eigenhändig, oder durch seine Leute getödtet habe (wirklich fielen zu der Zeit, als ich Sidy Ischem sah, dessen Haare bis auf die Schultern, wie sie sonst die Mauren nicht zu tragen pflegen). — Ferner habe Sidy Ischem öfters Erdhöhlen (s. g. Matamoren) mit Piastern und goldnem Geschmeide füllen lassen, und dann die Sclaven, welche dieses Geschäft verrichtet hatten, eigenhändig umgebracht, damit der Ort nicht verrathen werde.

**) Riley, der ihn nur von Hörensagen kennt, giebt mit Unrecht sein Alter auf 50 bis 60 Jahre an. Sidy Ischem ist allerhöchstens 40 Jahre alt.

herbei, um zu erfahren, ob ich Dame spiele. Als ich dieß bejahete, ließ er sein Damenbret holen, das aus einem bloßen Brete bestand, in welches die Fächer mit einem Messer eingefurcht waren. Unten war ein Schubkasten angebracht, in welchem sich für den einen Spieler kleine Steine, und für den andern Dattelkerne befanden. Wir legten uns nieder, und fingen, von einem Haufen Neugieriger umgeben, an zu spielen. Doch der Fürst hatte eine so von der unsrigen verschiedne Spielweise, daß ich bald zwei Partien verlor. Hätte ich ihm indeß auch den Rang ablaufen können, so würde ich, weil ich den Fürsten nun nach Amenahems Beschreibung kannte, gewiß nicht so unhöflich gewesen seyn, ihm den Sieg streitig zu machen. Er ließ mich hierauf in Ruhe, indem er mich für unwürdig ansah, mich ferner mit ihm zu messen, und fing an, mit seinem Liebling zu spielen, der aber entweder eben so ungeschickt oder höflich spielte, als ich.

Auch diesen Abend hatten wir die Ehre, in Gesellschaft unsres Wirthes Thee zu trinken, und er kündigte uns an, wir würden den folgenden Morgen abreisen. — Wie sehr wünschten wir alle, statt einen Umweg von 25 Stunden nach Tarodant zu machen, gradeswegs nach Megadore zu reisen. Hr. Mexia insbesondre schien diese nicht unumgänglich nöthige Anstrengung nicht überleben zu können. Seine Schmerzen, die einige Zeit gelinder gewesen waren, überfielen ihn jetzt mit doppelter Macht, und er bestand hartnäckig darauf, nicht weiter mit uns reisen zu wollen. Als daher am 3. October um 6 Uhr Morgens, alle Anstalten zu unsrer Abreise getroffen waren, erklärte Hr. Mexia, wie es ihm unmöglich sei, uns län-

ger zu begleiten. Die Mauren wunderten sich darüber nicht wenig, und suchten ihn zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen. Doch Mexia blieb unter den heftigsten Schmerzen auf dem Boden liegen, und sein Zustand rührte mich so, daß ich Sidy Ischem um Vermittlung in dieser Sache ersuchte. Dieses Mittel schlug an, und es wurde beschlossen, noch einen Tag länger zu verweilen. Da der Kranke indeß Tages darauf noch in demselben Zustande war, und sich gleichfalls widersetzte, so wurde unsre Bedeckung unbarmherzig. Man faßte ihn an Händen und Füßen, und setzte ihn, trotz seines Jammergeschreis, in einem leichenähnlichen Zustande auf sein Maulthier. Unsre Begleiter hatten Befehl, uns gegen das Lösegeld mitzunehmen, und wollten uns daher nicht länger in der Gewalt der unabhängigen Mauren lassen. Ob sie uns todt oder lebendig überlieferten, das galt ihnen ziemlich gleich. Wir sagten nun Sidy Ischem und dessen Söhnen, von denen wir nie anders als gut behandelt worden, Lebewohl, und nachdem Hamar hinter Hrn. Mexia aufgesessen, damit dieser nicht herabfiele, traten wir unsre Reise an.

Jenseits Illekh, das nur eine Viertelstunde von Talent entfernt ist, kamen wir an das Ufer des Flusses Ras El-Ouadi, dessen Wasser wir so seicht und klar fanden, daß wir die runden Kieselsteine deutlich auf dem Boden erkennen konnten. Wir kamen leicht an das jenseitige Ufer; indeß versicherte mir Hamar, er sei bisweilen so angeschwollen, daß man dann, um hinüberzusetzen, mehrere Tage warten müsse, bis sich das Wasser gesenkt habe. Um 5 Uhr Abends kamen wir in Tamaleh an, wo wir die Nacht zubringen sollten. Wir waren

insgesammt sehr ermüdet. Hr. Merxia hatte sich, sonderbar genug, im Verlauf der Reise ein wenig erholt; Tamaleh ist hier die Maroccanische Grenzstadt, und hat einen kaiserlichen Scheik zum Commandanten. Er lebt mit Sidy Isschem in beständiger Fehde, selbst wenn der Krieg nicht erklärt ist. Die Stadt enthält gegen dreißig ansehnliche Gebäude, von denen einige mit Zinnen und Thürmen versehen, und Schlössern nicht unähnlich sind. In dem beträchtlichsten, in welches wir geführt wurden, wohnt der Scheik, der bei unsrer Ankunft abwesend war, allein bald von einem Streifzug, den er in die Umgegend unternommen hatte, zurückkehrte. Es war ein sehr langer und hagrer Mann, und ritt mit prahlerischer Miene auf einem eben so magern Pferde in den Hof ein, in welchem wir uns schon gelagert hatten. Vor ihm her wurde eine Heerde (Cameele, Hammel und Ziegen) getrieben, die er dem Feinde abgenommen hatte. Die ihn begleitenden Mauren waren fast alle scheußliche Gestalten, noch schnaubend von dem Gemetzel, welches sie so eben im Gebirge unter den unabhängigen Mauren angerichtet hatten, von denen sie funfzehn erst entwaffnet, und dann niedergehauen hatten. In der Trunkeheit ihres Sieges waren sie zur Unmenschlichkeit noch geneigter als sonst, und thaten uns Beleidigungen aller Art an. Unsre Bedeckung, die aus Pflichtgefühl ihrer Wuth Schranken zu setzen suchte, konnte diesen Zweck nur unvollkommen erreichen. Zum Glück hatte der Scheik Mitleid für unsre wahrhaft beunruhigende Lage, und stellte uns in einem der innern Zimmer vor ihrer Wuth sicher, wo wir Nahrungsmittel in Ueberfluß erhielten. — Ohne Zweifel verdankten wir den Schutz des Scheiks nur der ihm obliegenden Verbindlichkeit, die Sclaven seines Herrn aufzuneh-

men. Dieß scheint mir um so zuverlässiger, da die kaiserlichen Mauren noch einen weit grimmigern Haß gegen die Christen hegen, als die unabhängigen. Ich bemerke hier, daß dieser Haß immer an Stärke zunimmt, je nördlicher die Gegend, und je civilisirter die Menschen sind. Die grausame Behandlung, die wir von den Quadlims erfuhren, ist mehr deren Naturell, als ihrem Fanatismus zuzuschreiben. So rührten unsre fürchterlichen Leiden in Quadnoun mehr von der Gesinnung unsres grausamen Herrn, als der, obwohl nicht geringen, feindseligen Gesinnung der Mauren gegen uns her. Aber im kaiserlichen Gebiete sahen die besser in ihrer Religion unterrichteten Einwohner uns nur mit Abscheu an. Vielleicht wären wir hier ohne den Schutz unsrer Escorte als ein Opfer ihrer Wuth gefallen; Letztre schien indeß jetzt nicht mehr so gut gegen uns gesinnt, als früher, und vertheidigte uns erst dann, wenn die Beleidigungen den höchsten Grad erreichten. — Nur dem Schutze des Kaisers, unter welchem wir reisten, verdankten wir also unsre Rettung, und wären wir nur einige Tage später durch denselben Ort gekommen, so war unser Tod gewiß, indem hier eine Revolution ausbrach, die sich bald durch das ganze Reich verbreitete. Schon jetzt waren hie und da Spuren davon sichtbar. Einige widerspenstige Mauren durchstreiften das Land, und machten die Wege von Tamaleh nach Tarodant unsicher. — Den 4. October verließen wir bei Tagesanbruch Tamaleh. Unser Wirth begleitete uns eine Stunde weit bis an den Saum eines Olivenwaldes. Hier nahm er Abschied, und unsre Escorte ihre Gewehre aus den Futteralen, um sie in schußfertigen Stand zu setzen. Nachdem wir eine Stunde im Walde fortgeritten waren, begegnete uns

eine Caravane von 30 Mann mit 2 bis 300 Cameelen. Sie zog rechts an uns vorüber, und schien nach Aka zu reisen. Erst um Mittag verließen wir den Wald, den wir in seiner größten Länge durchreist hatten, ohne daß uns etwas Uebles begegnet wäre. Bei einer Cisterne hielten wir an, und verzehrten die Hälfte einer Dattelpastete, die Sidy Ischem uns mitgegeben hatte. Sie enthielt auch Rosinen und Mandeln, und schmeckte vortrefflich; allein ein solches Nahrungsmittel war durchaus nicht geeignet, unsre erschöpften Kräfte zu ersetzen. Schon hatten wir sieben Stunden, und erst die Hälfte des Weges bis Tarodant zurückgelegt, und sollten noch heute daselbst eintreffen. — Die Gegend wurde nun zauberisch schön; rings von der üppigsten Vegetation umgeben, erblickten wir um 4 Uhr Abends die zahlreichen Thürme Tarodants. Wir waren nur noch zwei Stunden von der Stadt entfernt, und in der dazwischen liegenden Ebene konnte man deutlich Spuren ihrer Nähe erkennen. Maisfelder, Wassermelonen, Dattelpalmen, Olivenbäume und reichbeladne Weinreben umgaben uns von allen Seiten. Wir wanderten gleichsam zwischen lauter Gärten dahin, weil das bebaute Land hart am Wege lag. Frische Quellwasser sprudelten überall hervor, und waren kunstvoll zur Bewässerung in Schlangenlinien zwischen den Beeten hin geleitet. Nirgends findet man wohl zweckmäßigere Anstalten zur Bewässerung des Bodens, als in der Nähe solcher Gegenden, welchen die Natur Quellwasser ganz versagt hat. — Eben warf die Sonne ihre letzten Strahlen auf die röthlichen Mauern Tarodants, als wir unter denselben anlangten. Sie sind erstaunlich dick, und aus Lehm, mit Kies vermischt, erbaut. Ihre Höhe mag gegen 25 Fuß betragen, und ihr Um-

fang ist so beträchtlich, daß man der Stadt eine Bevölkerung von 80,000 Seelen zuschreiben möchte. Diese beträgt indeß nicht mehr als 20 bis 25,000.

Sobald wir bei unserm Einzuge von den Einwohnern bemerkt wurden, erschallte sogleich ein wüthendes Geschrei: N'Sara. Ein großer Haufe verfolgte uns mit Schmähungen und Steinwürfen, während wir fast eine Viertelstunde lang, ohne uns umzusehen, in starkem Trabe vorwärts ritten. Unsre Escorte hatte ihre Lust daran, wie wir beschimpft wurden, und suchte nur die gröbsten Beleidigungen von uns abzuwehren. So kamen wir endlich vor der Wohnung des Gouverneurs, einem gewöhnlichen Hause, an. Hier stiegen wir ab, und stürzten fast besinnungslos vor Mattigkeit an einer Mauer nieder, wo wir einige Zeit schonungslos von dem Pöbel beleidigt wurden. Doch bald traten Gardisten und Neger aus dem Hause, trieben den tollen Haufen zurück, und ein angesehener Maure geleitete uns in einen Garten.

Nie hat wohl jemand den Wechsel von einem unglückseligen Zustande zum höchsten Genusse rascher erfahren, als wir. Eben waren wir noch von den Wuth einer rasenden Menge bedroht worden, und genossen jetzt plötzlich in diesem Asyle der ungestörtesten Ruhe. So rasch geschah der Uebergang aus der einen Lage in die andre, daß uns die Verwünschungen, die noch eben in unsre Ohren schallten, wie Traumerscheinungen dünkten. Die tiefe Stille der Nacht wurde nur durch das Murmeln einiger Quellen und das sanfte Rauschen der Bäume unterbrochen, während die von Orangendüften geschwängerte Luft uns köstliche Labung gewährte. —

Der Schreiber des Gouverneurs führte uns durch eine prächtige Allee nach einem Gartenhause, das am Ende des Gartens lag. Vor ihm her gingen Sclaven mit Wachskerzen, und er bedeutete uns, daß El Caid el Djellaly*) uns hier während unsres Aufenthalts zu Tarodant zu wohnen gestatte; daß uns ferner diese Gunst nur aus besonderm Wohlwollen verwilligt werde, indem noch nie ein Christ in dasselbe eingeführt worden sei. Wir möchten nur alles, was uns nöthig sei, verlangen, und diese Leute (hier zeigte er auf zwei sehr mißgestaltete Menschen, die uns aufmerksam betrachteten) wären beauftragt, für alles zu sorgen. Hierauf entfernte sich der Secretär mit der Versicherung, daß den folgenden Tag sein Herr uns selbst besuchen werde.

Die Mauren, welche für uns Sorge zu tragen hatten, waren Renegaten, der eine von Spanischer, der andere von Italienischer Abkunft. In ihrem Gesichte stand unverkennbar geschrieben, weßhalb sie ihrem Vaterlande und ihrer Religion abtrünnig geworden waren. Beide hatten gewiß durch Verbrechen ihre Ehre verwirkt. Doch unsre Lage setzte uns über alle Bedenklichkeiten hinweg, und wir empfingen sie, so zu sagen, wie Brüder. Man wird dieß begreiflich finden, wenn man sich denkt, wie sehr uns der Klang bekannter Sprachen, und die Gegenwart von Wesen, die uns Theilnahme bezeigen, erfreute. Ihr Uebertritt hatte sie nicht zu Fanatikern gemacht, und eben so wenig fühlten sie gegen uns den Abscheu, den man seit langer Zeit überall gegen uns bezeigt hatte. In unsern Augen waren sie jetzt nur verirrte Landsleute. — Sie

*) Der Statthalter von Sus.

selbst konnten uns nicht ohne lebhafte Rührung betrachten. Reuevolle Gefühle stiegen in ihrer Seele auf; sie verwünschten ihren unglücklichen Entschluß, und äußerten den lebhaften Wunsch, einst in ihr Vaterland zurückzukehren, wenn sie der Wachsamkeit ihrer Hüter entgehen könnten.

Der Spanische Renegat, der sich über unsre Gegenwart am innigsten freute, hieß Absalem. Er stand seit zwölf Jahren bei den Statthaltern von Sus in Diensten, und war ein geschickter Artillerist. Er hatte unter andern das Geschütz dirigirt, welches vor acht Jahren mehrere Gebäude Sidy Ischems verwüstete. Wegen seiner Geschicklichkeit besaß er, wie er sagte, die Gunst des jetzigen Gouverneurs in nicht geringem Grade.

Bald offenbarte sich, daß auch wir diese theilten; es erschienen einige Neger, welche uns ein reichliches Abendessen brachten, aus saftigem Cuscussu, Fleischspeisen und vortrefflichem Obst bestehend. Bald vergaßen wir des größten Theils unsrer Leiden, und legten uns gegen 10 Uhr auf Matten zur Ruhe nieder. Hier genossen wir zum erstenmale wieder eines erquickenden Schlummers, in den uns das Gefühl der Sicherheit wiegte.

Sobald es tagte, fing ich an, mich mit unserm Aufenthaltsorte genauer bekannt zu machen. Ich ging auf die Terrasse hinaus, die an das Gartenhaus angebaut war, und betrachtete den weitläuftigen Garten, den ich den vorigen Abend nur unvollkommen hatte beurtheilen können. Jener Eindruck, der sich nur fühlen läßt, und den man empfindet, wenn man sich bei Sonnenaufgang in einer schönen unbekannten Gegend

sieht, die Morgenkühle, der balsamische Duft der blühenden Orangenbäume, die zahlreichen Springbrunnen, und viele Genüsse, die uns zeither ganz fremd geworden waren, werden stets in meiner Seele eine süße Erinnerung an jenen Morgen zurücklassen.

Die Gartenmauer ist so hoch, als die der Stadt, und gleichfalls mit Zinnen versehen. In einem der darauf erbauten Thürme bemerkte ich ein Stück Geschütz, dessen Bestimmung zu seyn schien, einen Feind, der sich dem Garten nähern wollte, zu vertreiben. Das Gartenhaus enthielt fünf Zimmer, die sehr bequem vertheilt und geschmackvoll verziert waren. Von den drei Thüren ist die vorzüglichste der Orangenallee gegenüber. Vor derselben ist eine Terrasse nebst Gallerie, die mit gewölbten Oeffnungen versehen ist. Die Verzierungen des Hauptzimmers waren äußerst kostbar, obgleich die Möbeln, womit es bei der Anwesenheit des Sultans versehen wird, darin fehlten. Vorzüglich zog die hölzerne bunt bemalte Decke, die einem Zelte ähnelte, durch ihr künstliches Schnitzwerk meine Aufmerksamkeit auf sich.

Der erste Wunsch, den meine Gefährten beim Erwachen äußerten, war, sich ihres fürchterlichen Barts zu entledigen. Absalem verschaffte uns also ein schlechtes Rasirmesser und einen Spiegel, in welchem wir uns zum erstenmale seit unserm Schiffbruch besehen konnten. Wir glaubten insgesammt, in einen Vexirspiegel zu sehen, als wir unsre fleischlosen, uns gänzlich unbekannten Gesichter erblickten. Zwar wußten wir alle, daß wir uns bedeutend verändert haben müßten, doch schmeichelte sich vorher jeder insgeheim, dieß sei bei ihm weni-

ger der Fall, als bei den übrigen. Wir waren wirklich entsetzlich. Unsre hohlen Wangen erschienen durch den dichten Bart noch bleicher. Wir waren unbeschreiblich froh, als wir uns desselben entledigt hatten. Gern hätten wir auch schon jetzt Wäsche gehabt, allein es war keine zu bekommen, und wir mußten also das Ungeziefer, welches in den Lumpen unsrer Kleider hauste, und uns beständig quälte, noch weiter tragen. Vergebens wuschen wir uns wiederholt in den wasserreichen Brunnen des Gartens. Doch suchten wir uns, so gut es anging, zu dem bevorstehenden Besuch des Statthalters zu reinigen.

Da es indeß noch sehr früh war, so machte ich von Absalems Anerbieten, mir das ihm anvertraute Geschütz zu zeigen, Gebrauch. Die Stücke standen vor dem Hauptthore des Pallastes, und bestanden aus zwei Englischen Kanonen von geringem Caliber, und zwei übel beschaffnen Spanischen Haubitzen. Als ich sie aufmerksam betrachtet hatte und die Augen aufschlug, bemerkte ich einige Mauren, die zwanzig Schritte von uns standen. Einer derselben, den seine Tracht von den übrigen auszeichnete, hielt in der einen Hand einen Rosenkranz, und befühlte mit der andern einen ungewöhnlich großen Hammel. Absalem, der ihn zugleich mit mir erblickte, sagte mir, es sei der Statthalter. Sogleich näherte ich mich ihm, und dankte ihm in unsrer Aller Namen für die gute Behandlung, welche er uns angedeihen ließ, wobei Absalem den Dollmetscher abgab, so oft mich meine Arabischen Sprachkenntnisse in Stich ließen. El Djellaly ließ mir erwidern, er erfülle nur die Befehle des Sultans, wenn er uns mit einiger Auszeichnung begegne. Wir sollten dessen Namen segnen, denn er sei es, dessen hülfreiche Hand unserm Unglück ein Ziel setze. Zugleich zeigte er

mir den Hammel, den er eben ausgesucht hatte, mit dem Bedeuten, daß Absalem ihn schlachten und für uns zubereiten solle. Dann winkte mir der Statthalter, ihm zu meinen Gefährten zu folgen, die er eben so wohlwollend empfing, als mich. Er setzte sich dann, mit dem Rücken an die Mauer des Gartenhauses gelehnt, auf die Terrasse, und fand Gefallen daran, uns eine Menge Fragen vorzulegen. Er wünschte unsre Namen und die Behandlung, die wir von den unabhängigen Mauren erfahren, zu wissen. Hierbei fand ich Gelegenheit, ihm unsre Dankbarkeit in ihrem ganzen Umfange zu bezeugen. Ich versicherte ihm von Neuem, daß diese nie erlöschen werde, und daß ich bei meiner Rückkehr in mein Vaterland die Französische Regierung davon unterrichten werde, wie edel er sich gegen uns benommen habe. Dieß Versprechen schien ihm sehr schmeichelhaft zu seyn, und er zeigte uns das Schreiben, kraft dessen er zu unsrer Auslösung beauftragt wurde. Es war mit dem kaiserlichen Siegel versehen, und er hegte gegen dasselbe die größte Achtung. Späterhin wußte ich mir eine Copie davon zu verschaffen, deren Uebersetzung hier folgt:

„Lob sei Gott. Copie des edlen, erhabnen Schreibens. (Umschrift des Siegels) Nur bei Gott ist Gnade; auf ihn traue ich; zu ihm rufe ich. (In den Winkeln) Gott, Mohammed, Abou Bekr, Omar, Osman, Ali. (Inwendig) Suleiman, Sohn Mohammeds, Sohn Abdallahs; Gott möge ihm Vergebung und Zuflucht angedeihen lassen."

Text.

„Lob sei dem einigen Gott, Segen und Heil unserm Herrn Mohammed, seiner Familie und seinen Genossen. Unser

Diener El-Caïd El-Djellaly El-Rahmany, Heil sei mit dir und die Barmherzigkeit des Himmels. Und ferner: Wir befehlen dir, die Französischen Christen, deren in beiliegendem Briefe gedacht ist, aufzusuchen; sie so wohlfeil als möglich loszukaufen, zu übernehmen, und nach Tsoghr (Stadt) Soueïrah zu senden. Dort sollen sie dem Caïd der Stadt übergeben, und von diesem dem Viceconsul ausgeliefert werden, so es Gottes Wille ist, unversehrt. Gott stehe dir bei. Wir grüßen dich. Am vierzehnten Tage des Monats Chawâl. Im Jahre des Heils 1234 (im Jahre Christi 1819)."

Der Statthalter ward durch die Danksagungen so gerührt, daß er uns ankündigte, wir sollten mehrere Tage zu Tarodant verweilen, um wieder ein wenig zu Kräften zu kommen. Er ließ etwas Brantwein von den Juden holen, den uns die Mauren nicht verschaffen konnten, weil ihnen ihr Gesetz verbietet, denselben zu genießen. Dann entfernte er sich mit dem Versprechen, seinen Besuch täglich zu wiederholen, und ließ uns innig von seiner Güte durchdrungen zurück.

El Djellaly ist ein Mann von 50 Jahren. Seine Gestalt ist nicht grade schön, aber durch den Ausdruck der Sanftmuth angenehm. Sein Benehmen ist äußerst fein; er muß eine Hauptrolle am Maroccanischen Hofe gespielt haben, und er bedauerte sehr, fern von diesem zu Tarodant leben zu müssen.

In der Absicht, einen Theil der Stadt aufzunehmen, begab ich mich auf die oberste Terrasse des Gartenhauses, und

erblickte daselbst zwar die Stadt in ihrem ganzen Umfange, allein zugleich den größten Theil der Einwohner dicht unter der Gartenmauer. Sobald diese meiner ansichtig wurden, erhoben sie ein wüthendes Geschrei, und obgleich sie mir nicht das Geringste anhaben konnten, so brachten sie mich doch so aus der Fassung, daß ich meinen Vorsatz aufgeben mußte.

Das Verlangen, uns zu sehen, war so allgemein, daß selbst die Frauen des Statthalters und einiger seiner Hausbeamten es theilten. El Djellalys Haushofmeister, ein Neger, dem wir die gute Behandlung noch mehr als seinem Herrn zu verdanken hatten, unterrichtete uns davon, wie ungeduldig sie wünschten, zum erstenmale in ihrem Leben Christen zu sehen. Da dieser Schritt unangenehme Folgen haben konnte, und wir uns nicht in unsrer gänzlichen Blöße dem Spotte preis geben wollten, so waren wir Anfangs nicht hierzu geneigt. Mit dieser Weigerung war der Neger höchst unzufrieden, zumal da er uns Gelegenheit geben wollte, seinen guten Geschmack in der Wahl einer Geliebten, die er für sehr hübsch ausgab, beurtheilen zu können. Tages darauf wandte er wirksamere Mittel an, um uns die ersehnte Einwilligung abzuzwingen, und erklärte, wenn nicht wenigstens einige von uns sich seinem Willen fügten, so würde er uns den ganzen Tag kein Essen zukommen lassen. Gegen eine solche Drohung konnte kein Grund Stich halten, denn das Andenken an Entbehrungen dieser Art war noch zu lebendig in uns. Scheult und ich machten uns also bereit, dem Neger zu folgen, wohin er uns auch führen wollte.

Am entgegengesetzten Ende des Gartens führte eine Thür in die Wohnung des Statthalters, durch welche wir von dem

Haushofmeister geleitet wurden. Wir traten in ein Vorzimmer, und alsbald zeigten sich an der Thür desselben gegen zwölf sehr artige und leicht gekleidete Frauen. Um uns zu betrachten, sahen sie immer eine der andern über die Schulter, und bildeten so eine sehr reizende Gruppe. Der Neger zeigte uns mit vieler Selbstgefälligkeit seine Auserwählte, die wirklich recht hübsch war. Jedoch war ihr eine Concubine des Statthalters, Namens Mina, an Schönheit überlegen. Ich hatte ihren Namen von Absalem erfahren, der darum wuste, daß wir sie sehen würden. Obgleich ich nicht gewiß war, ob sich dieselbe unter unsern Zuschauerinnen befände, so machte ich doch den Spaß, mich an die ganze Gesellschaft mit den Worten zu wenden: Mina inti mesiana dharifah (Mina, du bist artig). Sogleich erkannten wir die schönste der Frauen an ihrem Erstaunen für dieselbe. Sie blieb eine kleine Weile erschrocken darüber, daß ein Christ ihren Namen genannt, wie eine Bildsäule stehen. Doch bald erholte sie sich von ihrem Staunen, und brach mit ihren Gefährtinnen in ein helles Gelächter aus. Indeß waren die neugierigen Schönen in beständiger Unruhe, hatten sie uns ein wenig betrachtet, so wandten sie sich gleich wieder um, und horchten auf das geringste Geräusch. Wir waren gegen vier Minuten mit ihnen zusammen gewesen, und fingen schon an, uns Vorwürfe darüber zu machen, daß wir uns zu diesem Schritte hatten bewegen lassen, als sich ganz in unsrer Nähe ein starkes Geräusch hören ließ. Die Bestürzten flohen alsbald mit der größten Eilfertigkeit von dannen, und dieß bewies, daß ihr unbescheidner Besuch schlimme Folgen für sie haben konnte.

Gegen Mittag stattete uns der Statthalter einen zweiten

Besuch ab. Sein Benehmen war wie zuvor artig, allein wie mir es schien, nicht so offen. Da er jedoch nichts erfahren hatte, was diese Veränderung hätte hervorbringen können, so schrieb ich sie einzig auf Rechnung der Maurischen Unbeständigkeit. Diese Bemerkung veranlaßte uns jedoch, auf eine baldige Abreise bei ihm anzutragen. El Djellaly zeigte sich bereit, unsern Wünschen entgegen zu kommen; indeß bemerkte er, daß wir erst übermorgen wieder aufbrechen könnten, indem mehrere Vorbereitungen getroffen werden müßten. Zugleich trug er dem Alkaiden Abdul Kerim, der uns von Ouadnoun abgeholt hatte, auf, uns auch nach Mogadore zu geleiten. Da sich Jedermann, in der Hoffnung, Geschenke von unserm Consul zu erhalten, zu diesem Geschäfte drängte, so bestimmte El Djellaly auch seinen Neffen Sidy El-Araby zu unserm Begleiter, und berechnete selbst schon im Voraus den Vortheil, den ihm seine Bemühungen um uns einbringen würde.

Der Statthalter hielt pünctlich Wort, und den 8. October war alles zur Abreise vorbereitet. Um 11 Uhr Morgens kündigte uns ein Maure an, unsre Gäule seien aufgezäumt, und die Bedeckung schon zu Pferde. Sogleich begaben wir uns vor die Pforte des Palastes, wo uns der Statthalter mit einem starken Gefolge erwartete. Wir wiederholten vor ihm beim Abschied unsre Danksagungen. Um uns die Beschimpfungen von Seiten des Pöbels zu ersparen, hatte derselbe noch angeordnet, daß wir nicht durch die Stadt reiten sollten. Wir gelangten also gleich um den kaiserlichen Garten herum ins freie Feld, und schlugen dann den Weg nach Agadeer (Santa Cruz) ein.

Wir mußten den Fluß Ras el Ouadi zur Linken lassen, und uns die ersten zwei Tagereisen immer in westlicher Richtung fortbewegen. Ein kleiner Zweig des Atlas, der sechs Stunden nördlich von Tarodant von Osten nach Westen bis zum Cap Ger streicht, nöthigte uns, diese Richtung zu nehmen. In der ganzen Ausdehnung von Tarodant bis Agadeer ist diese Bergkette nur an einem Puncte beim Berge Bibaouenne zu übersteigen. Ueber diesen führt die Straße von Tarodant nach Marocco; er liegt eine halbe Tagereise nordwestlich von erstrer Stadt, hat die Gestalt eines abgestumpften Kegels, und schien mir dem Beeg Rigi in der Schweiz an Höhe gleichzukommen. Der Uebergang über denselben ist indeß einen großen Theil des Jahres wegen des Schnees sehr schwierig; auch hausen am Fuße desselben grimmige Löwen, und deßhalb machen die Caravanen häufig einen großen Umweg, indem sie nach Westen an der Bergkette hinziehen.

Am zweiten Tage sahen wir gegen 3 Uhr Abends Agadeer liegen. Die Stadt erschien uns von weitem nur als ein Schloß, das auf der etwa 1500 Fuß hohen Seeküste erbaut sei. Große Sandhaufen, von den beständigen Seewinden herbeigeführt, kündigten uns die Nähe des Meeres an, dessen Ufer wir bald erreichten. Einige am Strande liegende Fischerkähne machten uns Hoffnung, daß wir auch ohne den Abgang eines Europäischen Schiffs von Mogadore würden abfahren können.

Wir brauchten fast drei Viertelstunden, um den Gipfel des steilen Berges zu erreichen, auf welchem Agadeer erbaut ist, indem der steinige und abschüssige Weg, der hinaufführt, häufige Krümmunngen hat. Am Thore mußte unsre Bedek-

kung ihre Waffen abliefern, erhielt diese aber sofort zurück, als man sie für Freunde erkannt hatte. Der Commandant empfing uns sehr untheilnehmend, und beherbergte nur unsre Escorte; wir selbst wurden in das Quartier der Juden geführt, wo uns ein gewisser Simeon aufnehmen, und die von dem Commandanten überschickten Lebensmittel für uns zubereiten mußte. Doch unser Wirth benahm sich bei dieser Gelegenheit so eigennützig, daß wir nur mit unsäglicher Mühe zu der uns so nöthigen Nahrung so gelangen konnten. Die Juden feierten noch dazu grade ihren Sabbath, und machten in demselben Zimmer, wo wir uns befanden, die ganze Nacht hindurch mit Beten und Zanken einen so gewaltigen Lärm, daß wir kein Auge schließen konnten.

Da wir am folgenden Tage nicht weiter reisten, so hatten wir Muße, uns mit der traurigen Stadt, in der wir uns jetzt befanden, näher bekannt zu machen. Die halbverfallnen Mauern derselben, die unter der Last einiger eisernen Kanonen einzusinken drohen, wimmeln von Eidechsen. Bis auf ein Dutzend Häuser, die noch stehen, liegt die ganze Stadt in Trümmern, und man möchte es jetzt unglaublich finden, daß sie einst der Hauptstapelplatz des Handels mit der Barbarei gewesen sei. Ihre Bevölkerung ist so geschmolzen, daß sie ohne die Judenfamilien höchstens 300 Seelen beträgt, und da alle Männer bewaffnet sind, so möchte man sie nur für die Garnison eines festen Platzes ansehen.

Mit Verwunderung erblickte ich mitten unter dem Schutt dieses wüsten Ortes die schönsten Frauen. Vorzüglich zeichnet sich das weibliche Geschlecht bei den Juden zu Agadeer durch seine glänzende Schönheit aus. Hier durften wir doch wenig-

stens die Frauen anschauen, ohne so von ihnen behandelt zu werden, wie früher bei den unabhängigen Mauren. Denn sie betrugen sich, seitdem wir das Maroccanische Reich betreten, weit scheuer, flohen bei unsrer Annäherung, und verhüllten sich sorgfältig in ihre Haiks.

Den 11. October empfahlen wir uns um 6 Uhr Morgens dem Commandanten, und setzten dann unsre Reise fort. Nachdem wir mit unsäglicher Mühe und Gefahr am Fuße des Berges angekommen, und eine Strecke Weges an der Küste hingegangen waren, nöthigte uns die hohe Flut, in eine enge Bergschlucht einzulenken. Wir mußten nun einen auf den ersten Blick unersteigbar scheinenden Berg erklimmen. Der Pfad war so gefährlich, daß wir uns alle in der Wüste glücklich überstiegne Hindernisse ins Gedächtniß zurückrufen mußten, um hier nicht zu verzagen. Rings von Abgründen umgeben, in die uns jeder Fehltritt unsrer Thiere hinabzuschleudern drohete, klimmten wir zwei Stunden lang bergan. Der Pfad war oft nicht über 2 Fuß breit, und ohne die geringste Unebenheit so stark geneigt, daß sich die Pferde, und selbst die Maulthiere lange bedachten, ehe sie auf eine solche glatte Steinplatte den Fuß zu setzen wagten. Ich war so hinfällig, daß ich an den gefährlichsten Stellen nicht einmal absteigen konnte. Endlich gelangten wir wohlbehalten auf den Gipfel des Berges. Hier gestattete uns Abdal Kerim auszuruhen, und ein wenig Nahrung zu uns zu nehmen. Wir überschauten von unserm erhabnen Standorte den Ocean und das Cap Ger, in welches diese Bergkette ausläuft. Neben uns bemerkten wir eine Cisterne, in welcher Regenwasser in Menge vorhanden war, das vermittelst eines hölzernen Ge-

fäßes geschöpft wurde. Dieses sah einem abgenutzten Holzschuh nicht unähnlich, und war neben dem unschätzbaren Wasserbehälter mit einem Strick an den Felsen befestigt. Jeder Reisende legte es nach dem Gebrauche wieder an den gehörigen Ort.

So entblößt als diese Gipfel von aller Vegetation sind, so reich dürften sie dagegen der Mühe des Mineralogen lohnen. Sonst wurde hier einiger Bergbau in Silber getrieben; allein der Kaiser hat denselben streng untersagt. Ich verschaffte mir später ein Stück Amethyst, das auf diesen Bergen gefunden wurde, und dessen Crystalle auf Mandelstein stehen.

Nachdem wir eine Stunde gerastet, brachen wir wieder auf, und gelangten auf weniger unwegsamen Pfaden in angenehme Thäler, die auf der Nordseite an den gewaltigen Berg, den wir so eben überstiegen, grenzen. Wir trafen nun häufige Arganbäume, mit deren Früchten die Erde dicht bedeckt war. Diese wurden von den Ziegen als eine leckere Speise verzehrt. — Wir trafen nun sehr zahlreiche, aber stets isolirte Wohnungen an, die mit viereckigen Mauern umgeben waren, aus denen sich ein oder mehrere Thürme erhoben. Sie lagen fast alle auf Hügelspitzen, und verliehen der ganzen Gegend etwas sehr Eigenthümliches. Bei Sonnenuntergang gelangten wir in eine tiefe Schlucht, in der sich am Ufer eines Gießbachs sehr viele gut gehaltene Gärtchen befanden. Der Bach, der denselben zur Bewässerung diente, kam von einem Berge herab, den wir noch zu übersteigen hatten, und lief dem steilen Weg, den wir hinanklimmen mußten, immer zur Seite. Bald hüllte die einbrechende Nacht die romantische Gegend in Dun-

kel, und dieses wurde so dicht, daß wir stets in Besorgniß waren, uns von dem Zuge zu verlieren. Ich bat Abdul Kerim und Sidy el-Araby, sie möchten Halt machen lassen, allein sie hatten uns seit der Abreise von Tarodant so schonungslos behandelt, daß wir schon zuvor wußten, unsre Bitten würden nichts bewirken. Sie gaben sogar Hamarn zu verstehen, daß das Mitleid, welches er für unsre Leiden zeigte, eines Muselmannes ganz unwürdig sei, so daß der brave Mensch seine Gefühle in sich verschließen mußte.

So zogen wir in der Dunkelheit noch über drei Stunden lang vorwärts. Die allgemeine Stille, die uns umgab, wurde nur zuweilen durch unser Jammern und das Hundegebelle, welches aus den häufigen Wohnungen, vor denen wir, ohne sie zu sehen, vorbeizogen, erschallte, unterbrochen. Erst um 11 Uhr beliebte es unsern Führern, bei einem Hause anzuhalten. Der Eigenthümer kam auf ihr Rufen sogleich heraus, zündete ein großes Feuer an, und brachte uns zu essen. Doch ich war der Ruhe bedürftiger, als der Nahrung. Schon nach wenigen Stunden, als der Tag kaum grauete, waren wir wieder unterwegs. Doch ich war jetzt so erschöpft, daß ich von der heutigen Tagereise nichts berichten kann, als daß ich nach einem ungefähr eilfstündigen Marsche mit meinen Gefährten die Nacht in einem Hofe zubrachte.

Endlich erschien der Tag (der 13. October), an welchem unsre Leiden sich endigen sollten. Mein Zustand war indeß so schrecklich, daß ich daran verzweifelte, den Weg von sechs Stunden, der uns noch von Mogadore trennte, zurücklegen zu können. Ich fiel mehreremale von meinem Maulthier, und

blieb zuletzt besinnungslos im Sande liegen. Abdul Kerim und Sidy kehrten um, als sie meinen Zustand bemerkten, und setzten mich schonungslos wieder auf mein Thier, das ich nicht mehr regieren konnte. So setzte ich niedergeschlagen meine Reise fort, als sich plötzlich meine Körperkräfte durch eine gewaltsame Function aus ihrer Vernichtung erhoben.

Ich war gegen Mittag hinter dem Zuge mit Abdul Kerim zurückgeblieben, der mein Maulthier vor sich hertrieb. Plötzlich hörte ich das Freudengeschrei Soueirah in meine Ohren klingen, und dieß brachte einen so lebhaften Eindruck auf mich hervor, daß ein wohlthätiger Schweiß aus allen meinen Poren drang, und mit ihm ließ das hitzige Fieber nach, welches mich peinigte, und die Dunkelheit wich, die mein Auge umnebelte. Erst jetzt hielt ich die versprochne Freiheit für sicher. Noch vor Ablauf einer Stunde sollten wir die Personen sehen, welche Antheil an unserm Geschicke genommen hatten. Wäre mir auch beschieden gewesen, im Augenblick, wo ich bei ihnen anlangte, den letzten Athemzug auszuhauchen, so hätte ich es doch schon für ein wahres Glück geachtet, nicht unter jenen Barbaren zu sterben, die mir in der Todesnoth nicht beigestanden haben würden.

Bei einem kaiserlichen Palast, der eine Viertelstunde östlich von der Stadt liegt, machten wir Halt. Er besteht aus vier von hohen Ringmauern eingeschlossenen Pavillons. Um 2 Uhr zogen wir in Mogadore ein, und traten beim Pascha ab. —

Hiermit beschließen wir Hrn. Cochelets Reisebeschreibung, und berichten nur noch, daß derselbe nebst seinen Gefährten

von Hrn. Casaccia gut aufgenommen wurde, und dann zu Wasser über Tanger nach seinem Vaterlande reiste. Hamar folgte ihm zu Lande bis Tanger; änderte daselbst aber seinen frühern Entschluß, und begleitete den Verfasser nicht nach Frankreich.

Die Matrosen, welche sich nach dem Schiffbruch in der Schaluppe entfernten, langten nach einer langwierigen und gefahrvollen Reise auf der Insel Fortaventura an. Von hier reisten sie nach Santa Cruz auf Teneriffa, und wurden von dem daselbst residirenden Französischen Consul in ihr Vaterland zurückgeschickt.

Notizen aus einer Reise nach Africa, nebst der Geschichte der Brittischen Gesandtschaft nach Ashantee im Jahr 1820.

Nach dem Englischen des Hrn. William Hutton.

Hr. William Hutton hatte England im Dienste der Africanischen Compagnie verlassen, und wurde auf seiner Reise nach Guinea zu Goree von dem Major Peddie engagirt, um an dessen Entdeckungsreise in der Absicht, den Lauf des Niger zu bestimmen, Antheil zu nehmen. Er begleitete den Major nach Senegal. Da ihm aber die vortheilhaften Bedingungen, die ihn wenigstens zum Theil bewogen hatten, seinen frühern Dienst aufzugeben, auf sein Verlangen nicht schriftlich ausgefertigt wurden, so trennte er sich wieder von der Expedition. Die Resultate, welche diese lieferte, waren bekanntlich im Verhältniß zu den ungeheuern Summen, welche sie kostete (die zu Senegal für deren Bedürfnisse gemachten Ausgaben überstiegen allein 50,000 Pf. St.), sehr unerheblich. Das Unternehmen beweist, daß es unzweckmäßig ist, das innere

Africa mit einer starken bewaffneten Macht erforschen zu wollen. — Hutton reiste nun von Senegal nach Cap Coast ab. Er liefert uns in dem ersten Abschnitten seines Werkes Bemerkungen über den neuesten Zustand der Küstenstädte von Senegal bis Cap Coast, die wir im sehr gedrängten Auszuge wiedergeben. Eben so sind wir mit seinen Nachrichten über die Sitten der Fantees und andrer Nationen verfahren. — Die Geschichte der Brittischen Gesandtschaft nach Coomassie ist mit besondrer Rücksicht auf die früher in dem Ethnographischen Archive (VI. Bd. 1. Heft) mitgetheilte bearbeitet worden, und als eine Zugabe zu derselben zu betrachten.

Die wohlgebaute Stadt Senegal, welche 1816 von der Brittischen Regierung den Franzosen abgetreten wurde, liegt acht (Engl.) Meilen nördlich von der Mündung des Flusses gleichen Namens. Dieser entspringt nach Mollien zwischen 10° und 11° N. Br. und 11°—12° W. L. unfern Labbe und Timbo. In seinem Laufe von 1200 Meilen berührt er den wichtigen Französischen Handelsplatz Galem mit dem Fort St. Joseph, deßgleichen Podor und Seringapale, und fällt unter 15° 56′ N. Br. und 16° 13′ W. L. in die See. Merkwürdig ist noch der Wasserfall von Felou, den er bildet, und welcher einige Tagereisen über Galem hinaus liegt. Senegal ist eine der schönsten Städte Africas; ihre Länge beträgt anderthalb Meilen bei einer halben Meile Breite. Die Häuser sind bequem und massiv, die Straßen breit und reinlich. Für das

gesellige Vergnügen ist in mancher Hinsicht gesorgt. Man findet daselbst ein gutes Billard, und zu der Zeit, als die Engländer noch im Besitz der Stadt waren, fand man beständig Gesellschaft. Wer ein Freund von der Jagd ist, hat hier vorzüglich zu einer sehr ausgebreiteten Wasserjagd Gelegenheit.

Der Handel mit Gummi beschäftigt hier viele Menschen. Dieses wird in den Wäldern des Binnenlandes von einer Acacia gesammelt, und von den Mauren nach den am Flusse gelegnen Marktplätzen gebracht. Es sind mir öfters völlig durchsichtige Stücke Gummi von der Größe eines Straußeneies vorgekommen. Ferner bringen sie in großer Menge Häute, Wachs und Elephantenzähne, und tauschen dagegen verschiedne Europäische Handelsartikel, als: Zeuge, Flinten, Pulver, Blei, Eisen und mancherlei Englische Manufacturwaaren ein. Rindvieh, Schafe, Schweine und Geflügel giebt es in Ueberfluß; Pferde, Cameele und Esel bringen die Mauren. Gemüse und Südfrüchte kann man täglich auf dem Markt erhalten, und außerdem die Ingredienzien zum Cuscus, Eier, Milch und Hirsen. An Krabben, Hummern, Barben, Schollen und andren Fischen ist kein Mangel. Von wilden und reißenden Thieren findet man häufig Löwen, Wölfe (wahrscheinlich Schakals), Tiger, Elephanten, Crocodile, Flußpferde, und zuweilen trifft man auch den Strauß und das Chameläon.

Ich erfuhr hier von dem Mauren Amadah Dhiob, daß der unglückliche Mungo Park von einem Oberhaupt der Mauren, Namens Boordaau, sei getödtet worden*).

---

*) Vergl. hiermit Ethnograph. Arch. VI. Bd. 1. Heft S. 239.

Hundert und zwanzig Meilen von Senegal liegt an der Küste die Insel Goree. Die hiesige Französische Niederlassung ist mit einem Fort versehen, und treibt ungefähr mit denselben Artikeln Handel, wie Senegal. Der nächste wichtige Handelsplatz ist 100 Meilen weiter, St. Mary am Gambia. Mollien giebt die Quellen dieses Flusses, so wie die des Senegal, zwischen 10 und 11° N. Br. und 11 und 12° W. L., zehn Meilen nordwestlich von Labbe, an. Er ist an seiner Mündung drei Seemeilen breit, und kann von großen Schiffen befahren werden. Zweihundert Meilen von da ergießt sich der Rio Grande in die See. Dieser Fluß, dessen Quellen sich (nach Mollien) ganz in der Nähe bei denen des Gambia befinden, kann von geringen Fahrzeugen bis 100 Meilen hinauf befahren werden, und erstreckt sich 350 Meilen landeinwärts. Die Colonie Sierra Leone, welche von der Mündung des Rio Grande gegen 200 Meilen entfernt ist, nimmt unter der weisen Verwaltung des Englischen Gouverneurs, Mac Carthy, stets an Wohlstand zu. Man findet hier Märkte, ein Gefängniß, Rathhaus, Hospital und gute Polizei; eine Zeitung wird ausgegeben. Die Kinder der Eingebornen werden in Schulen, die Knaben im Lesen und Schreiben, die Mädchen im Nähen unterrichtet. Die ältesten Knaben erhalten außerdem Anweisung zu mechanischen Arbeiten in den Stunden, die nicht mit ihrem Schulunterricht collidiren. Die Straßen sind breit und regelmäßig, allein die Häuser meist hölzern, und etwa einen halben Fuß und über dem Erdboden erhaben, so daß das Wasser in der Regenzeit darunter weggehen kann. Eine Eigenschaft unterscheidet dieselben von allen übrigen, die mir bis jetzt vorgekommen sind, indem sie von einer Stelle zur an=

dern fortgeschafft werden können. Ich wunderte mich nicht wenig, als ich das Erstemal gegen 300 Menschen sich mit einem Hause, das sie auf Kopf und Schultern emporhielten, fortbewegen sah. Die Hausmiethe für steinerne Gebäude ist übertrieben theuer; mehrere von den wenigen, die in Senegal sind, werden mit 3 bis 400 Pfund Sterling für das Jahr bezahlt.

Hutton besuchte hierauf das Königreich, zu welchem Cap Mount gehört. Die Hauptstadt desselben, Couseea, soll 15,000 Einwohner zählen; es erstreckt sich 160 Meilen von Westen nach Osten, und 100 Meilen landeinwärts. Wegen der Gutmüthigkeit der Einwohner und der Fruchtbarkeit des Bodens ließe sich hier wohl mit Vortheil eine Niederlassung anlegen. Man dürfte dabei auf einen starken Handel mit Elfenbein, Baumwolle und Reiß rechnen, und es würde dieselbe eine bequeme Station zwischen Sierra Leone und den Englischen Colonieen auf der Goldküste abgeben. Es giebt hier Vieh und Geflügel in Menge. Die Geschicklichkeit, welche die Neger dieser Küste im Schwimmen besitzen, grenzt ans Wunderbare. Sie haben nicht die geringste Furcht vor den Haifischen, und können erstaunlich lange unter dem Wasser bleiben. Wirft man den unbedeutendsten Gegenstand über Bord, so tauchen sie danach, und bringen ihn jedesmal wieder herauf, wäre er auch 100 Fuß tief unter die Oberfläche des Wassers gesunken. Sie verließen zu zwanzig und dreißig das Schiff, und schwammen über eine Meile weit nach ihren Kähnen; das Wasser schien nicht weniger ihr Element zu seyn, als die Erde.

Sanguin, das nächste Königreich östlich von Cap Mount, erstreckt sich 50 Meilen längs der Küste. Außer den bei dem

vorigen Königreich schon genannten Handelsartikeln, muß man hier das Palmöl anführen. Weiter östlich liegt die wegen ihrer betriebsamen Einwohner merkwürdige Stadt Settra Croo. Diese Leute treten gern als Arbeiter, Matrosen u. dgl. in Dienste, und würden sehr gut dazu gebraucht werden können, mit einer aus ihnen gebildeten Macht das innere Africa zu erforschen, wenn man überhaupt diesen Zweck durch solche Mittel zu erreichen suchen will. Diesem Volk wird es zu unauslöschlicher Ehre gereichen, daß es nie mit dem Gebrauch bekannt gewesen, sich untereinander zu Sclaven zu machen. — Cap Palmas liegt anderthalb Grad östlicher, und würde sich wieder vortrefflich zu einer Niederlassung eignen, da der Boden so fruchtbar ist, daß er die nöthigen Bedürfnisse ohne alle Cultur hervorbringt. Andre Vortheile würde die Lage (welche grade zwischen Sierra Leone und den Englischen Niederlassungen auf der Goldküste die Mitte ist) und der durch Riffe sehr geschützte Hafen gewähren. Hutton glaubt, daß sich von hieraus sehr gut eine Verbindung mit der großen und mächtigen Nation der Buntakoos anknüpfen ließe, die nordwestlich von den Ashantees wohnt. Vermittelst derselben könnte der König letztrer Nation jederzeit gezwungen werden, die Englischen Colonieen auf der Goldküste in Ruhe zu lassen, welches er jetzt selten thut. Zugleich würde dadurch die Communication mit dem innern Africa durch Ashantee nachdrücklich bewirkt werden, die den Brittischen Kaufleuten unermeßliche Quellen des Reichthums eröffnen würde. Bis jetzt hat jenes mächtige Volk noch Niemanden weiter als bis Coomassie in das Innere vordringen lassen.

Man hat zu einer solchen Niederlassung die Wahl zwi-

schen Cap Palmas und Cap Lahou, 140 Meilen östlich davon. Ich würde mich für das Letztre entscheiden, weil der daselbst befindliche Fluß mit kleinen Fahrzeugen tief landeinwärts kann befahren werden. „Nach der Sage der Einwohner ist er ein Arm von einem großen Strome im Binnenlande. Auch jetzt treiben Kauffahrteischiffe an dieser Küste beträchtlichen Handel mit Gold und Elfenbein. Die Verfassung des anwohnenden Volksstammes ist republicanisch. Sie sind heidnischer Religion, aber betriebsam und gutartig. Sie halten allemal den sechsten Tag für heilig, und gehen von diesem Gebrauche unter keinen Umständen ab. Ihrer Erzählung nach, soll einst ein Boot umgeschlagen, und die ganze Mannschaft ertrunken seyn, was in so fern außerordentlich ist, weil alle Einwohner schwimmen können. Am sechsten Tage darauf trug sich ein ähnlicher Unfall zu, weßhalb sie ihren Oberpriester um Rath fragten. Dieser war der Meinung, daß die See zürne, weil sie Unrecht thäten.

Sieben und zwanzig Seemeilen östlich von Cap Lahou ergießt sich der Fluß Assinee ins Meer. Von ihm aus kann man den Anfang der Goldküste festsetzen. Sonst war er der Schauplatz eines lebhaften Handels mit Golde, welcher jetzt, als Folge kriegerischer Vorfälle, sehr beschränkt ist. — Das Englische Fort Apollonia, das 25 Meilen weiter liegt, war noch neulich von Colonisten bewohnt. Doch die Regierung hat wohlgethan, daß sie dasselbe aufgegeben hat, indem es große Kosten ohne bedeutenden Vortheil verursachte. Theils gewährte eine so schwach besetzte Niederlassung dem Handel nicht Schutz genug, theils ist das Landen hier äußerst gefährlich. Die Umgegend ist freundlich, und hinter dem Orte befindet sich ein

sehr fischreicher See. Der König des Landes, Namens Yansaka, ist dem von Ashantee unterthänig und zinsbar. Die Kaufleute betreiben jetzt einen eben so lebhaften Handel mit Gold und Elfenbein, wie damals, als das Fort noch bewohnt war. — Nur fünf Meilen östlich von Apollonia ist der Fluß Ancobra, in dessen Nähe das Holländische Fort Axim oder St. Anthony liegt. Es ist der Sitz des Vicepräsidenten. Sollte diese Niederlassung einst von den Holländern aufgegeben werden, so würde sie wegen ihrer guten Festungswerke und vortheilhaften Lage am Flusse Ancobra, der bis tief in das Land hinein mit kleinen Schiffen zu befahren ist, ein für die Engländer sehr wünschenswerthes Besitzthum seyn. — Zwischen Axim und Dixcove sind zwei verlassene Holländische Ortschaften. Diese letztre Niederlassung, östlich vom Dreispitzencap, ist eine der bedeutendsten Englischen Niederlassungen an der Goldküste. Das Fort liegt auf der Spitze eines Hügels, an dessen Fuße die mit 1200 Einwohnern bevölkerte Stadt liegt. Kleine Schiffe können unter dem Schutze der Kanonen in der Bai vor Anker gehen. Die gutartigen Einwohner verehren das Crocodil göttlich, und Jedermann kann in der Nähe des Forts in einem Teiche ein zahmes sehen, wenn er eine Bouteille Schnaps und ein Huhn daran wenden will, welches dem Fetisch gegeben wird. — Vier Meilen östlich davon liegt das verlassene Niederländische Fort Boutry oder Boutrou, und 10 Meilen weiter das derselben Nation gehörige Tacorary. Da dieses jetzt von den Holländern verlassen ist, so würde es nicht unzweckmäßig seyn, dasselbe von Englischer Seite zu besetzen, da ein sehr sicherer Hafen ihm einen Vorzug vor allen unsern Forts auf der Goldküste giebt. Gegenüber liegt das ebenfalls

leer stehende Fort Succondee, dessen Batterien den Hafen von Tacorary bestreichen, und welches aus diesem Grunde zugleich mit besetzt werden müßte. Im Fall des Krieges hätten dann doch die Englischen Schiffe einen sichern Zufluchtsort unter diesem Himmelsstriche. Auch liegen diese Niederlassungen sehr vortheilhaft zum Handel mit den Hauptstädten von Warsaw und Ashantee, und so würde sich bald der größte Theil des Handels mit denselben hierher ziehen, wenn man daselbst beträchtliche Factoreien anlegte. Auch können hier Böte mit Kaufmannsgütern sehr bequem landen, was weder zu Cap Coast, noch zu Annamaboe, noch zu Accra der Fall ist. Nach Robertsons Zeugniß eignet sich auch die Umgegend außerordentlich zur Anlegung von Plantagen.

Einige Meilen von da ergießt sich der große Fluß Chama *) ins Meer. Die Holländische Niederlassung gleichen Namens ist sammt ihrem Fort verlassen. Der Fluß ist beträchtlich weit für kleine Fahrzeuge schiffbar, und hat bei der Mündung 8 Fuß Tiefe. Die Anwohner sind fleißige Feldbauer, indessen besorgen dieses Geschäft meist nur Weiber, während die Männer sich mit Fischerei beschäftigen. Dieses gilt auch von vielen andern Orten. — Zehn Meilen weiter stehen die Englischen und Holländischen Niederlassungen zu Commendaleer. Indessen sind die beiden dazu gehörigen Städte noch bevölkert, und die den Engländern zugehörige hat 2500 Einwoh-

*) Auch Boosempra genannt. Vergl. Geschichte der Brittischen Gesandtschaft an den König von Ashantee S. 12.

A. d. U.

ner, die sich in Handelsleute und Fischer theilen, und in beständigem Hader mit einander leben. Auch kommt es oft mit der Holländischen Stadt zu blutigen Streitigkeiten. Doch setzt ihr unkriegerischer Geist denselben bald ein Ende. — Während des Americanischen Krieges wurde das Holländische Fort von den Engländern belagert, und zum Theil zerstört. Später residirte daselbst mehrere Jahre lang ein Commandant, der aber 1810 vor der Warsawischen Armee flüchten mußte, welche die Stadt überfiel. Stadt und Fort wurden von Grund aus zerstört. Die geflüchteten Einwohner suchten zu Elmina Schutz, verbanden sich mit diesem Volke, griffen die Armee der Warsaws bei Ampaney an, und schlugen dieselbe aufs Haupt, so daß sie sich über Commenda in ihr Land zurückziehen mußte. Die Warsaws wollten in Verbindung mit den Fantees und dem Stamme von Cap Coast die Holländische Stadt Elmina von allen Seiten angreifen. Doch auch die letztern beiden Völkerschaften wurden mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. — Der Anlaß zu diesem Kriege war, daß die Elminer bei dem Einfalle, den die Aschantees 1807 in Fantee machten, denselben einige zu ihnen geflüchtete Leute zu Annamaboe ausgeliefert hatten. Die Elminer vernichteten bei dieser Gelegenheit eine doppelt stärkere feindliche Macht, und verfolgten die Warsaws bis unter die Kanonen der Englischen Stadt zu Commenda. Sie unterhielten ein lebhaftes Feuer auf den Feind, und ließen ihre Fahnen nach allen Seiten wehen. Die Warsaws zogen sich indeß in guter Ordnung zurück.

Der König der Letztern, Inlefoe, stattete mit seinem Oberfeldherrn Attobrah dem Commandanten des Forts bei

dieser Gelegenheit einen Besuch ab, wobei sie indessen nicht allein die Absicht hegten, ihm eine Aufmerksamkeit zu erzeigen. Hr. Blenkarne, ein Englischer Officier, war natürlich menschenfreundlich genug gewesen, zwei Elminer, die an den Seeklippen hinanzuklimmen suchten, in sein Boot aufzunehmen, und ihnen so das Leben zu retten. Er hatte dieselben hierauf nach Elmina zurückgeschickt. Intefoe verlangte für diesen seinen Feinden geleisteten Dienst den Preis zweier Sclaven. Vergebens stellte der Commandant vor, daß Hr. Blenkarne nur Christenpflicht geübt habe, und nicht anders gehandelt haben würde, wenn sich Warsaws in derselben Lage befunden hätten. Der König äußerte dagegen, daß seine Beschwerde auch durchaus nicht deßwegen Statt finde, weil die Menschen gerettet worden seien, sondern dieß billige er vollkommen. Nur hätte man sie nicht nach Elmina zurücksenden, sondern bis zum Ende des Krieges in Commenda als Sclaven behalten sollen. Er habe diese seine Feinde so gut als getödtet gehabt, indem er sie bei Ampaney in die See getrieben habe, wo sie unfehlbar umgekommen wären. Nun habe der Englische Officier seine Feinde durch zwei starke Männer verstärkt, und dafür verlange auch er seinerseits zwei, die gegen diese fechten könnten. Der Commandant wäre im Weigerungsfalle mit den Warsaws in Krieg gerathen, und bezahlte also mit 40 Pfund Sterling den Preis zweier Sclaven.

Die beträchtlichen Holländischen Festungswerke zu Elmina sind von einem tiefen Wallgraben umgeben, und durch das kleine Fort St. Jago geschützt. Dieses ist der Schlüssel zu dem Castell, indem es dieses und auch die Stadt bestreicht.

Die Holländer lassen selbst in Friedenszeiten keinen Engländer die innere Einrichtung desselben sehen.

Die Holländer haben hier wirklich schöne Anlagen gemacht; außer dem Hafen, in welchem kleine Schiffe ankern können, findet man hier die bequemsten Anstalten zum Ausladen der Güter. Auch ist die Gegend sehr gut bebaut. Sehenswerth ist die Anlagepflanzung des Hrn. Neiser von 35,000 Platanen. Eine 30 Fuß breite, auf eigne Kosten angelegte Straße führt von der zwei Meilen entfernten Stadt dahin. Der gastfreie Eigenthümer derselben beschäftigt jetzt wieder 80 Personen bei Anlegung einer Caffeeplantage. Der Gartenbau ist um Elmina zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Diese Stadt ist die einzige an der ganzen Küste, welche lauter steinerne Häuser und gepflasterte Straßen hat; die jedoch alle, bis auf eine, sehr eng sind. Die Zahl der Einwohner kann sich auf 8000 belaufen. Sie sind eigentlich dem König von Warsow unterthan, der sie aber an der Ausübung der Rechte einer freien Stadt nicht hindert. Sie machten sich vor einigen Jahren eines schändlichen Verbrechens schuldig. Der Commandant Hoogenboom hatte ihnen einige Ursache zur Unzufriedenheit gegeben; eines Abends umringten sie ihn beim Billardspiel, und brachten ihn auf die unmenschlichste Weise ums Leben.

Die Warsaws zeigen im Handel weit rechtlichere Gesinnungen, als die Fantees. Bei ihren Rechtsstreitigkeiten erscheinen beide Parteien vor ihren Schultheißen und Häuptlingen (Pynins und Cabboceers), wo oft dieselbe Sache einen ganzen Tag lang verhandelt wird, da sie beim Beweise erstaunlich fein

zu Werke gehen. Können die Pynins den Streit nicht zur Zufriedenheit beider Parteien schlichten, so wenden diese sich an den Commandanten des Forts, der als oberste Instanz entscheidet.

Ungefähr eine halbe Meile östlich von Elmina bildet ein kleiner Fluß die Westgrenze von Fantee, das sich immer an der Küste hin bis gegen Accra erstreckt. Von hier hat man noch sieben Meilen bis zum Sitz des Englischen Hauptquartiers Cap Coast Castle. Dieß Fort ist weitläuftig und bequem gebaut. Die Zimmer für die Officiere sind gut beschaffen, und eben so die Baracken der Gemeinen. Es enthält viele und vortrefflich eingerichtete Waarenhäuser, wohin die Kaufleute ihre Güter in Kriegs-, und zum Theil auch in Friedenszeiten bringen. Für die trockne Jahreszeit und den Fall einer Belagerung sind gute Cisternen angelegt. Unter dem jetzigen Commandanten hat das Castell in jeder Hinsicht gewonnen. Die Kanonen, deren Zahl sich auf sechzig bis siebzig beläuft, sind im besten Stande; die Bastionen sind gut gepflastert worden u. s. w. Es liegt in dreieckiger Gestalt dicht an der See auf einem Felsen. Die Garnison beläuft sich auf 30 Officiere (mit Einschluß der Civilbeamten) und 120 eingeborne Gemeine.

Ganz vor Kurzem hat man eine Viertelmeile von der Stadt angefangen, eine Redoute zu bauen, durch welche das Castell sehr an Stärke gewinnen wird, und die Ashantees von den Angriffen gegen die Stadt abgehalten werden können. Diese Letztre liegt hinter dem Castell, und ist eben so eng zusammengebaut, wie Elmina. Nur dem Schloßthor gegenüber ist ein freier Platz, der einst schön werden könnte, wenn man

einen alten Fetischbaum und ein großes Felsstück aus dem Wege räumte, und ihn dann mit Kies bewürfe. Mehrere Kaufleute und Officiere haben sich in der Stadt ansehnliche steinerne Häuser, oder des gesundern Wohnens wegen, niedliche Landhäuser in der Umgegend bauen lassen. Der Commandant hat zum Theil die undurchdringlichen Dickigte lichten lassen, welche die Stadt umgeben, und so schädlichen Einfluß auf die Gesundheit der Europäer haben sollen. Sehenswerth ist der fünf Meilen von Cap Coast abgelegne öffentliche Garten, woselbst drei Acker bebauten Landes sind. Das daselbst angefangene Gartenhaus wird eine sehr gesunde Wohnung für reconvalescirende Officiere abgeben.

Das gesellige Vergnügen ist in Cap Coast sehr beschränkt, obgleich im Allgemeinen Officiere und Kaufleute sehr gastfrei sind. Außer einer auf Subscription angelegten Bibliothek und einem Billard, kann die Stadt keine Gelegenheit zum Vergnügen aufweisen. Pferde und Rindvieh sind hier, wie auf der ganzen Goldküste, selten. Auch Pataten sind nur selten, und frische Butter, Kalbfleisch und Europäische Früchte gar nicht zu bekommen. Dagegen giebt es Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel und Südfrüchte in Ueberfluß. Letztre wachsen wild.

Niemand als der Commandant hat zu Cap Coast Rinder, und selbst dieser nicht mehr als dreißig. Die Kühe geben hier so wenig Milch, daß die Einwohner sich bloß auf Ziegenmilch beschränken müssen. Ziegen giebt es in Menge, und diese geben hier mehr Milch, als die Kühe, obgleich erstre nur 10 Schilling, und letztre 8 Pf. Sterl. kosten, also das Verhältniß wie 1 zu 16 ist. Sonderbar ist es, daß bis jetzt

alle Versuche, Pferde zu Cap Coast zu halten, mißglückt sind. Man schreibt es theils dem schädlichen Futter, theils dem schlechten Wasser zu; genug, nach einigen Monaten sterben sie jedesmal, und da der Preis derselben sich auf 30 bis 40 Pf. Sterl. beläuft, so kann fast nur der Commandant deren halten.

Einige Bemerkungen über die Religion und Gebräuche der Völkerschaften an der Goldküste, insbesondre der Fantees *).

Das höchste Wesen nennen jene Völkerschaften Yaung-Coompon. Ihre gewöhnliche Art und Weise, dieses zu verehren, ist, Eier zu zerbrechen, und diese auf dem Boden zurückzulassen. Andre binden ein Stück Bindfaden um einen Stein, und legen denselben auf einem öffentlichen Wege nieder; oder sie haben an ihren Thüren kleine hölzerne Bildchen, vor welchen sie täglich niederknieen. Eigentliche Tempel zum Götzendienst haben sie nicht, sondern sie errichten aus Erde oder Blättern, die über Stäbe gelegt werden, kleine Hügel, auf welchen sie Eier, Steine, irdne Töpfe, u. dergl. niederlegen. Bei ihren Gebeten rufen sie mit kläglichem Geschrei ihren Vater (Majeh) und ihre Mutter (Minnah) an.

Menschenopfer sind bei dem Tode angesehner Personen, selbst bei den Bewohnern unsrer Niederlassungen, im Gebrauche. Zu Cammenda wurde 1809 eine arme Frau geopfert,

---

*) Vergl. a. O. S. 132.

um „das Grab zu wässern*).“ Jedoch fielen dabei nicht, wie sonst in ähnlichen Fällen gebräuchlich ist, die unmenschlichen Martern vor, sondern der Kopf wurde ihr auf einen Hieb mit einem Schnitzmesser abgehackt, worauf der Scharfrichter im Triumph in der Stadt umhergetragen wurde, weil er den Körper nicht verstümmelt hatte. — Ein ähnlicher Fall ereignete sich 1816 zu Dixcove, wo bei dem Tode des Häuptlings Tando Cudjoe ein Mädchen geopfert wurde. Durch Hrn. Hutchesons Vermittlung wurde damals ein Mann, der auch zum Tode bestimmt war, am Leben gelassen.

Dieser Gebrauch wird indessen in dem Binnenlande weit häufiger und grausamer ausgeübt**). Zu Dahomey werden zu Anfang der Erndte 65 Menschen geschlachtet. Aehnliche barbarische Gewohnheiten herrschen an verschiednen Orten auf der Küste. Zu Apollonia wird allemal das zehnte Kind lebendig begraben. Wenn im Lande Benin Zwillinge geboren werden, so müssen Mutter und Kinder sterben, und sollte der Vater zufällig ein Priester seyn, so muß er seine eignen Kinder umbringen. — In demselben Lande werden häufig keusche Jungfrauen gespießt, um die Schiffahrt auf dem Flusse und den Handel zu begünstigen. Die Ceremonie wird mit der viehischsten Grausamkeit vollzogen. Man spießt den Körper auf einen spitzen Pfahl, befestigt die Extremitäten an benachbarte Pfosten, und läßt so das unglückliche Schlachtopfer den Geist aufgeben. Oft fallen die zahlreichen Raubvögel den Körper an, ehe er ganz todt ist.

*) Vergl. a. a. O. S. 236.
**) Vergl. a. a. O. S. 235.

Wir wollen nun insbesondre von den Gebräuchen der Fantees Einiges mittheilen. Stirbt Jemand, so wird der Körper mehrere Tage lang aufbewahrt. Man kleidet ihn in Seide oder Tuch, setzt ihn in aufrechter Stellung hin, und die Freunde und Verwandten versammeln sich um denselben, während einige derselben in ein klägliches Geschrei ausbrechen, das Tage lang fortgesetzt wird. Jedoch wird bei solchen Gelegenheiten so viel geschossen und getrunken, daß man eher glauben sollte, es würde ein Fest gefeiert. Die goldnen Zierrathen und das Seidenzeug des Verstorbnen werden mit in den Sarg gelegt, und dieser in dem Familienbegräbniß beigesetzt. — Wenn zwei Personen in Streit gerathen, so herrscht der Gebrauch, daß sie gegenseitig so lange Geld und Geldeswerth niederlegen, bis der Ausgang der Uneinigkeit sich zu Gunsten dessen entscheidet, der am meisten aufzuweisen hat. So muß der Aermere jedesmal Unrecht leiden, und der Reiche kommt ungestraft durch. — Macht sich Jemand der Dieberei oder eines andern Criminalverbrechens verdächtig, so erkennen die Obern gewöhnlich auf doom. Hiermit hat es folgende Bewandtniß: Tages zuvor, ehe der Proceß vor sich gehen soll, muß sich die verdächtige Person zu Bette begeben, und ist sie ein Mann, sich des Beischlafs, so wie auch des Brantweins und jedes andern Getränks und Nahrungsmittels enthalten. Früh Morgens um 5 Uhr wäscht er sich, und kaut hierauf eine achtel Unze von der giftigen Rinde doom. Nun bringt man ihm ein oder mehrere Calabassen voll frischen Wassers, die er zu sich nimmt. Seine Unschuld wird dadurch erhärtet, wenn er Alles, was er genossen, wieder von sich giebt. Bleibt dagegen nach dem Genusse des Wassers die Rinde im Magen, dann

sagen sie in ihrem Kanzleistil: „Der palaver (Proceß) fängt ihn.“ Jetzt wird das Schuldig über ihn ausgesprochen; man steckt ihm etwas Menschenkoth in den Mund, worauf er augenblicklich vomirt, und nun muß er sich jeder Strafe unterwerfen, welche die Richter ihm zuerkennen, mag er nun wirklich schuldig seyn oder nicht.

Eigenthum ist erblich, doch verhält es sich hiermit, wie bei der Thronfolge in Ashantee*), es geht auf die Kinder der Schwester über, weil des Bruders Frau sich hätte können eine Untreue zu Schulden kommen lassen. Vielweiberei ist erlaubt, und selbst unter den Europäern sind viele schamlos genug, mehrere Weiber zu gleicher Zeit zu unterhalten. Am Hochzeittage geben diese der Mutter eines solchen armen Mädchens Tuch, geistige Getränke, Taback, Pfeifen u. s. w., bis zu 20 Pf. Sterl. an Werth, und so lang sich die Mädchen gut aufführen, erhalten sie monatlich 15 Schilling.

Die Ehen werden ohne alle religiöse Feierlichkeiten vollzogen. Die Eltern der Braut erhalten eine, dem Stande des Bräutigams angemessene Summe Geldes, und einen Vorrath von Taback, Pfeifen und Brantwein; die Braut läßt sich in ihrem besten Seidenzeug und Geschmeide einige Tage öffentlich sehen, um ihre Heirath bekannt zu machen. Ehebruch wird mit Sclaverei bestraft; doch nimmt gewöhnlich der beeinträchtigte Ehemann ein, zwei und noch mehr Sclaven als Ersatz an. Lustdirnen giebt es hier und in allen übrigen Staaten in Menge.

---

*) Vergl. a. O. S. 124. f.

Die Fantees haben den Hang zum Diebstahl in hohem Grade. — Hrn. Hutton wurden einst in seiner Abwesenheit aus seinem Schreibepult 15 Unzen Gold, und außerdem für 150 Pf. St. Waaren gestohlen. Der Dieb, sein eigner Bedienter, wurde nebst seinen Genossen entdeckt und ins Gefängniß gebracht. Doch kamen sie bald wieder los, weil der Commandant und seine Beisitzer nicht die Vollmacht haben, über Leben und Tod zu entscheiden. — Dessen ungeachtet sind viele derselben arbeitsam, und werden von den Europäern zu verschiednen Geschäften gebraucht, als zum Goldsammeln, Hangemattentragen, Rudern, Botenlaufen u. dergl. Sie treiben starke Fischerei, und bedienen sich dazu an der ganzen Küste, des Wurfnetzes (cast net, nach Johnson Senkhamen). Es giebt hier die größte Mannichfaltigkeit von Fischen, unter andern wird an einer, 20 Meilen vom Ufer entfernten Bank ein Fisch, Porguis genannt, gefischt, der dem Kabliau an Größe und Geschmack sehr gleicht. Er wird in solcher Menge gefangen, daß man im September in Accra und andern Städten fast nicht gehen kann, ohne auf solche Fische zu treten, indem sie in den Straßen zum Trocknen ausgebreitet werden. Die Weiber verrichten die schwersten Arbeiten, und sind im Allgemeinen nur Sclavinnen des Mannes. Sie sind außerordentlich reinlich; allein bei weitem nicht so sittsam, indem sie sich jeden Morgen nackend in der See baden; worauf sie sich mit etwas Oel einreiben, um die Haut glänzend zu machen. Dagegen tragen sich die Frauen der höhern Stände sehr züchtig.

Ein sonderbarer Gebrauch ist, daß, wenn eine Frau zum erstenmale schwanger wird, man sie an die See führt und

daselbst wäscht. Unterwegs versammeln sich alle Kinder aus der Nachbarschaft um dieselbe, und bewerfen sie mit Schmutz und Koth aller Art. Die Frau, welche auf dem ganzen Wege schreit, wird bei ihrer Ankunft an der See von einigen ihrer Freunde untergetaucht und abgewaschen. Man giebt als Ursache dieser Gewohnheit an: Mutter und Kind würden dadurch vor dem Tode beim Gebären sicher gestellt. Hr. Hutton war sehr oft Augenzeuge bei diesem Vorgange. Ein bei den Fantees, und wohl auch bei den übrigen Stämmen allgemein anerkanntes Gesetz ist, daß jeder Knabe, so bald er im Stande ist, die Muskete zu tragen, sich auf eigne Kosten eine anschaffen muß, um augenblicklich in Bereitschaft zu seyn, gegen den Feind zu marschiren. Es bleibt in diesem Falle nicht ein einziger Waffenfähiger zu Hause; die Frauen bemalen sich bei dieser Gelegenheit den ganzen Körper mit Kreide, ziehen weiße Kleider an, und führen Tänze auf, die sich durch die unzüchtigsten Stellungen auszeichnen.

Die Vegetation des Landes ist so üppig, daß eigentlicher Feldbau gar nicht erforderlich ist; die Einwohner hauen nur das Strauchwerk ab, trocknen es in der Sonne, und stecken es in Brand. Hierauf besäen sie den Boden, und erndten zur gehörigen Zeit ein. In einigen Gegenden findet die Erndte zweimal des Jahres Statt. Sie machen die Aussaat vor Anfang der Regenzeit, die gewöhnlich mit dem Juni anfängt, und bis zum August dauert; während welcher das Land so überschwemmt wird, daß die Wohnungen oft weggerissen werden, und Jedermann zu Hause bleibt. Die Erndte folgt im September, und in diesem und dem folgenden Monate fallen

noch häufige Nachregen. Die Erndte, vor welcher (in der Mitte Augusts) das Yamsfest gefeiert wird*), fällt sehr reichlich aus, und man weiß sich keiner Hungersnoth zu erinnern, als nach dem Einfall der Ashantees im Jahr 1817. In den letzten Jahren sind ungeheure Vorräthe von Indianischem Korn gebaut worden. Viele Fahrzeuge sind damit beladen nach Madeira und andern Orten abgegangen. Wenn also der Sclavenhandel ganz aufhörte, und die Einwohner sich des Akkerbaues recht eifrig annähmen, so würden sie gewiß mit der Zeit ein mächtiges Volk werden, das sich vermöge seiner Geistesgaben auch bald durch Civilisation heben würde.

Die Einwohner nähren sich meist von Caukey und Fischen, welche Letztre sie in Ueberfluß aus der See erhalten. Das erstre ist das Brod der Neger, und wenn das Weizenmehl theuer ist, wird es auch von den Europäern genossen. Die Weiber verfertigen es aus Indischem Korn. Dieses weichen sie in Wasser ein, zerreiben es dann auf einem großen Steine, und lassen diesen Teig stehen, bis er sauer wird. Dann machen sie kleine Laibbrode daraus, und backen oder kochen diese.

Palmwein wird an der ganzen Küste getrunken, aber der Rum wird ihm vorgezogen. Man verfertigt Töpfe und anderes Geschirr, in welchem gekocht und Palmöl aufbewahrt wird. Zu Commenda verfertigte man dasselbe aus einer Art Lehm, der in der Nachbarschaft gegraben wurde. Wenn es gehörig gebrannt ist, dauert es sehr gut beim Feuer aus. Meistens dörrt man es in der Sonne.

---

*) Vergl. a. a. O. S. 139.

Vom allgemeinen Character der Fantees läßt sich nicht viel Gutes sagen. Sie sind, wie gesagt, sehr diebisch, und man kann sie schlechthin bösartig nennen. Die barbarische Ermordung der Herren Hoogenboom *), Meredith **) und Vanderbois, und die üble Behandlung, welche viele Europäer erfahren haben, mag dieses beweisen.

Bemerkungen über Anna Bona, St. Thomas, Princes, Fernando Po. Vom Flusse Gaboon.

Diese Inseln liegen alle im Guineischen Meerbusen, und dienen den Sclavenhändlern zum Stapelplatz. Hutton fuhr einst vor Anna Bona vorbei, wo ein großes Schiff von 20 Kanonen mit der Flagge der Patrioten (blau, weiß, blau) vor Anker lag, welche eine Ladung Sclaven führte. Als das Englische Schiff sich dem Ankerplatze näherte, ließ sich erwarten, daß jenes die Flucht ergreifen würde; doch es blieb kühn vor Anker liegen, offenbar in der Absicht, es darauf ankommen zu lassen, ob das andre Schiff mit ihm anbinden würde. Die Sclavenhändler bemannen und bewaffnen ihre Schiffe demnach so stark, daß sie unsern Kriegsschiffen Trotz bieten können. Sie

---

*) S. oben.

**) Commandant zu Winnebah, wurde von den Einwohnern im J. 1812 zu Tode gemartert. Das Fort ward hierauf von den Engländern verlassen, und die Stadt später, als Wiedervergeltung, von einer Fregatte bombardirt.

haben dieß auch schon öfters geäußert, obgleich sich noch keine Gelegenheit dargeboten, wo sich ausgewiesen hätte, ob Wort und That übereinstimmen. Viele Canoes versammelten sich alsbald um das Englische Schiff. Der Padria, oder das Oberhaupt der Insel, kam an Bord, und beklagte sich, daß viele von den Einwohnern auf dem Sclavenschiffe gewaltsam zurückgehalten, und mehrere bei ihrem Versuche, zu entkommen, erschossen worden wären. Er erklärte, wie er und sein Volk wünsche, unter Englischem Schutz zu stehen, und lud den Capitän ein, von der Insel Besitz zu nehmen. Es bietet sich also den Engländern jetzt eine schöne Gelegenheit dar, diese so lange vom Mutterlande vernachlässigte Insel an sich zu bringen, was in so fern äußerst folgenreich seyn würde, weil man dann dem Sclavenhandel weit wirksamer entgegenarbeiten könnte. Robertson nennt diese Insel ein kleines Eden, und wenn irgendwo unter diesem Himmelsstrich der Hygeia ein Tempel errichtet werden sollte, so müßte es hier seyn. — Die Canoes versorgten das Schiff reichlich mit herrlichen Orangen, Zirbelnüssen, Cocusnüssen, Pisangs, Pataten u. s. w., wogegen sie alte Jacken, Westen und Hemden erhielten. Wir bekamen auch einen Vorrath von Cassavabrod. Obgleich es hier Schweine, Schafe und Ziegen in Ueberfluß giebt, so nähren sich die Bewohner doch meistens von frischen Fischen, mit denen sie die See hinlänglich versorgt. Sie sind catholischer Religion. Wollte die Brittische Regierung den Wünschen derselben willfahren, so würde dieß fast ohne alle Kosten ausgeführt werden können. Man brauchte nur einen durch die Verlassung eines Forts außer Dienst gesetzten Commandanten mit einigen Soldaten hierher zu schicken, und der geringe Aufwand

würde leicht bestritten werden können, wenn man von den Schiffen, die sich hierher begeben würden, um Wasser und Mundvorrath einzunehmen, eine kleine Abgabe forderte. Wie gern würde diese gegeben werden, da dieselbe jetzt zu St. Thomas und Princes 24 Pf. St. beträgt.

St. Thomas liegt fast unter dem Aequator, und die catholischen Einwohner stehen unter Portugiesischer Landeshoheit. Sie haben ein sehr ungesundes Aeußere, obgleich sie die größte und schönste Insel in diesem Theile des Meeres bewohnen. Es befinden sich hier drei Kirchen, ein Bischof und mehrere Geistliche. Früchte und Gartengewächse giebt es überflüssig, und überhaupt könnte der Ort, seiner natürlichen Beschaffenheit nach, eine der schönsten Niederlassungen in Africa werden. Der von Batterieen geschützte Hafen ist vortrefflich.

Princes hat eigentlich nichts Merkwürdiges, als seinen schönen Hafen aufzuweisen, der fast rings mit Land umschlossen ist, und von starken Batterieen vertheidigt wird. Der Ort ist sehr unansehnlich; jedoch können sich Fahrzeuge dort mit trefflichem Wasser, Früchten und Gemüse versehen. Der Commandant und der Fiscal, welche die beiden ersten Personen der Insel sind, haben ein sehr armseliges Ansehen.

Wie sehr diese Inseln alle den Sclavenhandel begünstigen, ist zu bekannt, als daß es hier noch erläutert werden dürfte; allein es ist die Schuldigkeit jedes Menschenfreundes, diesem Aergerniß Grenzen zu setzen. Nähmen die Engländer Fernando Po und Anna Bona in Besitz, so würde dieß nicht nur für ihre Handelsgeschäfte sehr vortheilhaft seyn, sondern es würde

dadurch endlich einmal der Sclavenhandel mit der Wurzel ausgerottet werden, den die Portugiesen und Spanier hier sehr stark betreiben. Fernando Po wäre in Rücksicht auf den Englischen Handel noch weit wichtiger, als Anna Bona; von dieser Insel aus können die Mündungen aller in den Busen von Guinea fallenden Flüsse beobachtet werden. — Der Gaboon, dessen Mündung man in zwei bis drei Tagen von der Insel aus erreichen kann, verdient besonders bemerkt zu werden. Er ergießt sich 15 bis 30 Meilen nördlich vom Aequator unter 8° 50′ O. L. ins Meer, und ist daselbst 15 Meilen breit, obgleich er eigentlich nur ein Küstenfluß ist. Es können große Fahrzeuge, jedoch mit der gehörigen Vorsicht, in denselben einlaufen. Hier treiben die Sclavenhändler ihr Wesen. Außerdem ist der Gaboon wegen seines Brasilien- und Ebenholzes bekannt; so wie auch Elfenbein, Wachs, Gummi ꝛc. von hier ausgeführt wird. Den Leser könnte es wohl interessiren, wenn wir ihm durch ein Beispiel zeigten, in welchem Preise hier an Ort und Stelle das Ebenholz ist. Für 200 Scheite davon, von denen jedes 20 Pfund wog, wurden folgende Waaren gegeben: Vier Flaschen Schießpulver; vier Jebookleider; zwei Stück Tuch; zwei Dutzend gewöhnliche kleine Spiegel; zwei Dutzend Holländische Messer; zwei Dutzend Pfeifen; eine Stange Eisen. Der Gesammtbetrag dieser Waaren ist in Africa etwa 8 Pf. St.; in Europa die Hälfte. Brasilienholz gilt nur halb so viel als Ebenholz. Auf eine Tonne rechnet man 125 Scheite davon. — Die Einwohner sind im Allgemeinen gutartig, und haben in jedem Dorfe ein Oberhaupt, dem sie den Titel eines Königs oder Fürsten beilegen. Das größte Zutrauen besitzt bei den Holzhändlern ein gewisser Tom

Lawson; auch der König Jack ist zuverlässig, aber der König Will scheint ein durchtriebner Spitzbube zu seyn. Er hat mehrere Reisen nach Frankreich gemacht, und spricht Französisch und Englisch ziemlich geläufig. Diese Holzkönige haben die sonderbare Gewohnheit, wenn sie einen Handel abgeschlossen haben, dem Capitän des Schiffs ihre Weiber als Unterpfand an Bord zu schicken. Bis zur Erfüllung des Vertrags hat der Depositar den vollkommensten Nießbrauch an denselben. Ueberhaupt ist es unter den Eingebornen sehr gebräuchlich, sich einander ihre Weiber auf unbestimmte Zeit zu leihen. — Am Gaboon wohnt ein Fetischmann, der dem Tom Lawson gehört, und sich für unverwundbar ausgiebt. Er wollte jedem frei stellen, mit einem scharf geladnen Feuergewehr nach ihm zu schießen. Als Capitän Colliver ihm eine Pistole vorhielt, sagte er, heute sei sein Fetischtag nicht, sondern morgen; dann möchte der Capitän ans Land kommen, und so viel Kugeln, als es ihm gefiele, nach ihm schießen; es würde ihn keine verwunden, sondern alle zu seinen Füßen niederfallen, und Tom Lawson bestätigte alles, was er sagte. Dieser Mann hatte einst einem Andern für Geld jene Eigenschaft mitgetheilt. Dieser wollte seine Kunst gleich auf die Probe stellen, und ließ mit einer Flinte nach sich schießen, deren Kugel ihm die kleine Armröhre zerschmetterte. Allein der Fetischmann stellte Jedermann durch die Erklärung zufrieden, daß ihm der beleidigte Fetisch offenbart habe, wie der Verwundete zu einer ungünstigen Jahreszeit eine Zusammenkunft mit seiner Frau gehabt habe. Niemand zweifelte an der Wahrheit dieser Umstände, oder ließ sich dadurch in seinem Glauben irre machen. —

St. Georges Town (eine halbe Meile von Tom Law=

sons Residenz) liegt auf einem angenehmen Hügel, hat breite und reinliche Straßen und Häuser von Bambus. Letztre würden weit bequemer seyn, wenn sie Fenster hätten, und die Einwohner in einem Nebengebäude kochten. König Georg ist in England gewesen, und spricht sehr geläufig Englisch. Fast alle Einwohner sind mit dieser Sprache mehr oder weniger bekannt. Weiter im Binnenlande soll ein Volk wohnen, das Kaley heißt, und beträchtlichen Bergbau in Eisenstein treibt. — Diese Völker sind meist Menschenfresser, und verzehren nicht nur ihre Gefangnen, sondern auch ihre Todten, bei welchen man den letzten Athemzug kaum abwartet, um sie zuzurichten. Oft essen die Eltern ihre eignen Kinder. Sie bringen in großer Menge Papagaien zum Verkauf, deren es hier große Schwärme giebt. Auch Pelicane sind gemein, und Chamäleons nicht selten. Tom Lawson erzählte, in den Wäldern gebe es eine Art Orang-Utang, den er Ingrena nannte; dieser übertreffe den Menschen an Größe, und falle diesen mit Knüppeln an, wobei man seines Lebens nicht sicher sei. Hutton sah das Skelet einer Hand von einem solchen Affen, und versichert, es sei größer als eine Mannshand gewesen*). — Affen giebt es hier von den verschiedensten Sorten. Leoparden sind häufig. Das Clima gilt für ungesund, und das Thermometer steigt oft auf 98° (29$\frac{1}{2}$° R.).

---

*) Allerdings ist die Hand des Simia Troglodytes wenigstens länger, als die eines Menschen. Auch passen Vaterland und Attribute auf diese Species, die Größe ausgenommen, indem Simia Troglodytes nicht ganz so groß als der Mensch wird. A. d. U.

Gesandtschaft nach Ashantee im Jahre 1820.

Die letzte Gesandtschaft nach Ashantee wurde im Jahr 1817 unter Hrn. Bodwich abgeschickt. Die, von welcher wir jetzt handeln wollen, stand unter der Leitung des Hrn. Dupuis. Dieser erhielt von der Comitté seine Instructionen, segelte von Gravesand ab, und kam zu Anfang Januars in Cap Coast Castle an, woselbst ich ihn im October antraf*). Ich wurde von demselben für die Gesandtschaft engagirt, allein obgleich wir alles Mögliche thaten, was unsre Abreise beschleunigen konnte, so waren doch die Umstände so widrig, daß dieselbe immer weiter hinausgeschoben wurde.

Der König von Ashantee war nämlich vor Kurzem von einem Feldzug gegen die Buntakoos zurückgekehrt, und hatte, wie gewöhnlich, nach Cap Coast, Elmina, Commenda und Accora einige feindliche Kinnbacken geschickt, zum Beweis, daß er seinen Feind, den König Adinkira, besiegt habe. Zu Commenda hatten die Pynins **) des Königs Gesandte aus der Stadt getrieben, ohne ihnen einen Trunk Wasser zu reichen, und die Jungen hatten sie mit Steinwürfen verfolgt. — Die Gesandten wandten sich hierauf nach Cap Coast, wo sie sich über die üble Behandlung, die sie erfahren, beschwerten. Doch auch hier wurden sie ohne die geringsten Umstände wieder fortgeschickt. Sobald dieses Seiner schwarzen Majestät zu Ohren kam, sandte er an den Commandanten von Cap Coast

*) Wir führen Hrn. Hutton hier redend ein.

**) S. oben.

und die vornehmsten Bürger einen Boten, der für die beleidigende Aufführung der Commendaner Genugthuung fordern sollte. Er ließ sagen, da Letztre unter dem Schutze der Einwohner von Cap Coast ständen, so wären diese für das, was jene begingen, verantwortlich. Er wisse, daß Commenda ein armer Ort sei, und stelle aus diesem Grunde seine Forderung lieber an Cap Coast.

Der Commandant lehnte dieses Anmuthen gänzlich ab, vorzüglich da der Bote sich ungemessener Ausdrücke bedient, und unter andern geäußert hatte, „die Engländer sollten die Mauern des Forts ein wenig höher bauen, weil die Armee der Ashantees in 40 Tagen vor der Stadt erscheinen würde, im Fall sein Begehren abgeschlagen würde." Der Commandant erwiderte hierauf: „Es stünde dem König frei, sein Heer schon in 20 Tagen marschiren zu lassen, indem er dann zu dessen Empfang bereit seyn würde. Durch diese Antwort fühlte sich der König sehr beleidigt; da er aber noch mit den Buntakoos in Krieg verwickelt war, so vergingen einige Monate, ohne daß die geringste Mittheilung über diesen Gegenstand gewechselt wurde. Endlich äußerte sich Se. Majestät Mißvergnügen dadurch, daß aller Handel mit Cap Coast aufhörte, und so wurde die Abreise der Gesandtschaft wieder verschoben. Die Eingebornen von Cap Coast fürchteten einen neuen Besuch von dem Heere der Ashantees *), bauten einen Erdwall um ihre Stadt, und setzten sich in Vertheidigungsstand. So standen die Sachen zu Anfang Septembers, als der König einen seiner Hauptleute schickte, der in Gegenwart

*) Vergl. a. a. O. S. 4.

des Generalcommandanten in der öffentlichen Halle folgende Erklärung von sich gab:

„Der König, mein Herr, hat die ihm von dem Commandanten von Cap Coast ertheilte Antwort mit großem Unwillen vernommen. Er hat daraus ersehen, daß ihm wegen der seinen Gesandten zu Commenda angethanen Beleidigung keine Genugthuung werden soll; daß die Bewohner von Cap Coast ihm trotzen, und sich gegen ihn befestigen; daß sie meinen, er habe Unglück gegen die Buntakoos erlitten, und sich darüber freuen. Der König weiß, daß sie ausgesprengt haben, es sei kein König mehr auf dem Throne von Ashantee, und daß die Buntakoos ihn getödtet hätten. Doch nichts kränkt den König so, als wenn er denkt, daß auch die weißen Männer dieß glauben, und vor seinem eignen Volk, wie vor den Fantees in der Schloßhalle Schande über sein Angesicht bringen könnten. Der König erklärt, daß er dem Commandanten nichts Unanständiges habe melden lassen, und hat deßwegen seinen ersten Boten festsetzen lassen, der, wenn es sich finden sollte, daß er an seinem Auftrage willkührlich geändert habe, sein Leben verwirkt hat. Wie könnte der König Krieg mit den weißen Männern wünschen, die er als Freunde betrachtet, und mit denen er Fetesh gemacht hat. Der König kann mit keiner Nation Krieg führen, mit welcher er Fetesh gemacht hat, und deßwegen schickt er das Buch (den Vertrag) zurück, und wünscht, der Commandant möge es durchlesen, damite er ersehe, daß er von den weißen Männern, die Ashantee besuchten, nicht hintergangen worden sei. Hat es damit seine Richtigkeit, so behalte er nun sein Buch, damit der König einen rechtmä-

ßigen Krieg eröffnen könne. Seine Armee steht jetzt auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses (Boosempra). Doch wird er sie nicht eher übersetzen lassen, bis ihm Eure Antwort kund geworden ist. Auch wird er nicht zugeben, daß der geringste Handel getrieben werde, bis der Streit ausgeglichen ist. Der König spricht: „Nehmt Euer Buch zurück, weil ihr dawider gehandelt habt! Denn ich weiß, daß das Fort die darunterliegende Stadt beherrscht, und habe also von euch Genugthuung wegen der Beleidigung gefordert, die das Volk der Stadt mir angethan hat; während ich mir selbst leicht Genugthuung verschaffen könnte, wenn ich eine Armee gegen sie marschiren ließ." Der König wünscht, daß den weißen Männern von den Ashantees mit Ehrerbietung begegnet werde; doch kann er nicht zugeben, daß ihm ohne Ursache eine Beleidigung angethan werde, indeß er das gute Verständniß mit ihnen zu erhalten wünscht, und glaubt, daß das von ihm unterzeichnete Buch ihm das Wohlwollen und die Freundschaft ihres großen Königs zusichere. Doch fürchtet der König, hintergangen worden zu seyn, und will also peremtorisch wissen, ob ihr Frieden oder Krieg wünscht? Er ist zu beiden bereit, und wird seine Feinde bald überzeugen, daß er nicht, wie die Fantees sagen, schon gestorben ist. Wünscht ihr dagegen Frieden, so will der König volle Genugthuung für jene Beleidigungen haben."

Hier schloß der Ashanteesche Hauptmann seine Rede, und der Commandant las die Artikel des Vertrags laut ab, die dann in die Sprache der Ashantees verdollmetscht wurden. Hierauf deutete er auf Hrn. Dupuis, und erklärte, daß dieser vom Könige von England mit Geschenken nach Ashantee ge-

schickt worden, und schon lange in Cap Coast sei, allein wegen des Vorgefallnen noch nicht habe abreisen können. Hierauf verneigten sich die gegenwärtigen Häuptlinge der Ashantees gegen Hrn. Dupuis, und sagten, ihr König würde ihn gewiß gerne sehen; da er vom Könige von England käme. Der Hauptmann erklärte endlich, er müsse seinem Herrn eine entscheidende Antwort überbringen, und äußerte nochmals, ob der Commandant seinen gerechten Forderungen Gehör geben wolle, oder nicht. Nach einigem Bedenken erwiderte dieser, das Volk sollte eine von den Vorstehern der Stadt zu bestimmende Geldstrafe entrichten. Mit dieser Antwort kehrte der Hauptmann zu seinem Herrn zurück. Lange Zeit verging, ohne daß die Sache wieder von Ashanteescher Seite in Anregung gebracht worden wäre, und Hr. Dupuis lag dem Commandanten und dem Rath an, alles zu zu seiner Abreise Gehörige in Stand setzen zu lassen, worauf diese unter den obwaltenden Umständen nicht eingehen wollten.

Endlich kam der lange erwartete Gesandte, Prinz Adoom, ein Neffe des Königs, mit einem Gefolge von 500 bewaffneten Männern (eine bedeutende Anzahl Sclaven und Träger ungerechnet) zu Cap Coast an; es verlautete zugleich, daß im Nothfall mehrere tausend bewaffnete Elminer und Fantees zu ihm stoßen würden. Da die Sache nun ein sehr ernsthaftes Ansehen bekam, so mußten nothwendig auf der Stelle Maßregeln zur Abreise der Gesandtschaft getroffen werden. Man gestattete also dem Prinzen Adoom mit Gefolge eine Audienz vor dem Commandanten dem Rath in der öffentlichen Halle. Außer mehrern Englischen Officieren waren die Pynins und Cab-

boceers von Cap Coast zugegen. Es fand eine lange und lebhafte Discussion Statt, indem die Sprecher den Anfang bis zum gegenwärtigen Stand der Sache wiederholten. Einer derselben haranguirte die Versammlung über zwei Stunden lang mit erstaunlicher Geläufigkeit. Es war ein Sclave Adooms, Namens Endo, der von diesem Gesandten bei vertrauten Mittheilungen an den König gebraucht wurde. Nach diesem trat ein andrer, nicht minder beredter und geschickter Redner auf. Da die Ashanteer wegen ihrer Beredsamkeit weit und breit bekannt sind, so dürfte es nicht uninteressant seyn, das bei einer solchen Gelegenheit beobachte Ceremoniell in kurzem Umriß dargestellt zu finden. Nachdem die Herolde des Hofes „Stille" geboten hatten, fing Endo an, den Ursprung des Streites auseinanderzusetzen, und recapitulirte dann den ganzen, unsern Lesern schon bekannten Hergang der Sache. Zuletzt erklärte er, daß der König überdrüssig wäre, ewig Boten hin und her zu schicken, und deßhalb seinen Neffen gesandt habe, der unbeschränkte Vollmacht habe, die Zwistigkeit zu vermitteln. Der König verlange indeß vorläufig 1600 Unzen Gold von den Eingebornen zu Cap Coast, und von dem Commandanten eben so viel, weil er den Vertrag gebrochen habe.

Nachdem der wesentliche Inhalt der beiden Reden durch den Dollmetscher (de Graft) dem Commandanten war mitgetheilt worden, trug dieser jenem auf, die Gegenpartei zu fragen: Ob sie schon einen Fall wüßten, daß der Commandant eines Englischen Forts dem König von Ashantee oder irgend einem Schwarzen eine Geldbuße entrichtet hätte? Die Antwort fiel verneinend aus. „Nun, sagte der Commandant, so will ich nicht das erste Beispiel dazu geben."

Auf diese muthvolle Antwort entstand ein großer Lärm und Aufruhr, und die Versammlung löste sich auf. In einer zweiten Sitzung wurde indessen beschlossen, daß die Gesandtschaft auf der Stelle abreisen sollte, indem sich Prinz Adoom für die persönliche Sicherheit, und im Falle die Zwistigkeiten nicht freundschaftlich beigelegt werden sollten, für ihre freie Rückkehr nach Cap Coast verbürgte. Der Tag unsrer Abreise wurde dem zu Folge festgesetzt, und Adoom bestimmte einen Hauptmann mit 300 Mann zu unsrer und der für den König bestimmten Geschenke Sicherheit.

Leider stellte sich ein Mißverständniß zwischen dem Commandanten sammt dem Rath und Hrn. Dupuis ein; indem Letztrer mit Recht behauptete, daß er keine Instructionen von jenen anzunehmen brauche, indem er diese von höherer Hand schon hinreichend erhalten habe, und Erstre darauf bestanden, ihm sein Verhalten noch besonders vorschreiben zu wollen. Die für den König bestimmten Geschenke wurden indeß vorausgeschickt. Da aber Hr. Dupuis von einer Krankheit befallen wurde, so konnte er und die ganze Gesandtschaft diesen nicht folgen. Unter diesen Umständen bestimmte er mich zu seinem Stellvertreter, und, im Fall seiner fortdauernden Unfähigkeit, zu seinem Nachfolger. Doch, obgleich der Commandant mir früher Ordre ertheilt hatte, wegen Hrn. Dupuis Krankheit einstweilen die Gesandtschaft anzuführen, so betrachteten sie dieses Verfahren des Letztern als eine eigenmächtige Handlung, und wollten ihre Zustimmung nicht geben. Ich reiste also ohne diese ab, indem ich versichert seyn konnte, daß dennoch alle Theile meinem Unternehmen einen glücklichen Fortgang gönnten, und nahm mir vor, mit der möglichsten Umsicht meinen

schwierigen Posten zu verwalten. Der Commandant hatte mich sehr freigebig mit allen Reisebedürfnissen versehen, und Hr. Dupuis mir 100 Unzen Gold und die nöthigen Documente ausgehändigt, welche mich ermächtigten, die Gesandtschaft nach Coomassie zu führen. So trat ich den 5. Februar 1820 meine Reise an. Hr. Benjamin Salmon, Chirurg im Dienste der Compagnie, begleitete mich.

Ich überlasse dem Leser, zu beurtheilen, von welchen Gefühlen ich bei dieser Gelegenheit bestürmt wurde. Mehrere Jahre lang hatte ich ein glühendes Verlangen in mir genährt, das innere Africa zu erforschen; was ich im Jahr 1816 bewiesen habe, indem ich einen sehr lucrativen Dienst verließ, um mit dem Major Peddie den Lauf des Niger zu bestimmen*). Auch im Jahr 1817 hätte ich gern die Gesandtschaft nach Coomassie begleitet, wenn nicht Umstände eingetreten wären, die mir dieses unmöglich machten. Jetzt sah ich nicht allein meinen sehnlichsten Wunsch in Erfüllung gehen, sondern war auch ganz unerwartet an die Spitze der Gesandtschaft getreten, und zu Hrn. Dupuis Nachfolger als Englischer Consul zu Coomassie bestimmt worden.

Die Sonne hatte ihren täglichen Lauf bald vollendet, als wir Cap Coast aus dem Gesichte verloren. Ein altes Fetischweib besprengte uns eine Meile von der Stadt mit Wasser, und wünschte uns Heil und glückliche Rückkehr. Wir zogen immer längs der Bai hin, die wir zur Rechten hatten, und kamen durch die Holländische Niederlassung Mumford; zwei und eine halbe Meile weiter liegt das von den Holländern verlas-

*) S. Vorwort.

sene Fort Mouree, welches in Trümmer zerfällt. Von hier reisten wir, von der kühlen Seeluft angenehm erfrischt, durch eine schöne, offne Gegend, welche mit Yams, Casaba und Indischem Korne bebaut war. Die zahlreichen Pflanzungen waren in schwarzem, fetten Boden angelegt. An andern Stellen trafen wir Kies, Marmor und Eisenstein in Ueberfluß an. Gwava, Cocusnüsse und Baumwollenbäume gab es in Menge, obgleich im Ganzen der Boden mit dichten Erdhölzern überzogen war.

Der Weg ist von Mouree aus vier Meilen lang von der besten Beschaffenheit, indem er fast in grader Linie fortläuft, und von Bäumen beschattet wird. Da wir von Cap Coast gegen Abend, wo die Hitze schon um Vieles nachgelassen, abgereist waren, so legten wir den ersten Theil unsrer Reise sehr angenehm zurück. Die Gegend war eine schöne Ebene zwischen Bergen, die romantische Ansichten gewährten.

Nach einem Marsche von acht Meilen ruheten sich unsre Hangmattenträger aus, und äußerten den Wunsch, die Nacht unter einer breiten Platane zubringen zu wollen, dessen Zweige den schädlichen Nachthau von uns abhalten konnten. Ich wünschte, erst im nächsten Dorfe Nachtruhe zu halten, hatte aber nach eingetretner Dunkelheit Ursache, zu bereuen, daß ich nicht geblieben sei. Wir fanden den Weg so schlecht, daß unsre Träger oft zu Boden stürzten, und weit und breit war kein Ort, der uns hätte aufnehmen können. Endlich verloren wir den gebahnten Weg, und mußten anhalten. Es wurden zwei große Feuer angezündet, um die wir uns setzten. Jedoch, da wir dem häufigen Nachtthau und den An-

fällen reißender Thiere ausgesetzt waren, fand ich es nicht rathsam, lange zu bleiben, und befahl den Leuten, wieder aufzubrechen, was sie nur mit dem größten Unwillen thaten. Wir setzten nun unsern Marsch mit Fackeln fort, und kamen um 11 Uhr zu Tom Coffees Croom an. Dieser Weiler liegt unter 5° 15′ 30″ N. Br. und 1° 44′ W. L. (Lond. Merid.). Hier fanden wir zu dieser späten Stunde in einer elenden Hütte einige Leute mit dem Ausweiden eines wilden Schweines beschäftigt. Wir baten dieselben, uns das Haus des Häuptlings zu zeigen; doch sie betrachteten uns ganz ohne Theilnahme, und boten uns weder einen Schluck Wasser, noch einen Sitz an, so daß wir über ihren Mangel an Gastfreundschaft nicht wenig entrüstet waren. Auch wollten sie uns den erbetenen Dienst nicht leisten; wir stellten ihnen also vor, wir würden zu ihrem Besten nach Ashantee geschickt, um den Streit zwischen diesem Lande und Cap Coast auszugleichen, und lagen ihnen von Neuem an, uns die Wohnung des Häuptlings zu weisen. Da alle Bitten nichts fruchteten, zog ich den Säbel, und drohete, im Weigerungsfalle ihnen die Ohren abzuschneiden. So kindisch eine solche Drohung denen scheinen mag, die sicher davor sind, ihre Ohren durch ein so summarisches Verfahren einzubüßen, so hatte sie doch hier den erwünschtesten Erfolg. Wir gelangten zu einem Nachtquartier und überließen uns der Ruhe. — Den folgenden Tag setzten wir unsre Reise fort, und gelangten den 6. Morgens nach Paintrey *). Dieser Ort könnte für den Englischen Handel

*) Vergl. a. a. O. S. 7. ff.

einst wichtig werden, wenn der König von Ashantee zugiebt, daß hier Factoreien angelegt werden. Dann könnte ohne große Kosten der Weg von Cap Coast fahrbar gemacht werden, der jetzt freilich, insbesondre von Tom Coffees Croom aus sehr eng und schlecht beschaffen ist, indem er oft durch quer darüber gefallene Bäume gesperrt wird. Die Eingebornen könnten dann vielleicht durch die Vortheile, welche eine solche wohlerhaltene Straße gewährt, dazu vermocht werden, die Wege im Lande überhaupt zu verbessern. Will man die Civilisation in Africa zweckmäßig verbreiten, so lehre man erst die Eingebornen die Quellen ihres Landes kennen und benutzen; man schicke Oeconomen zu ihnen. Der mißtrauische, unwissende Neger wird dann durch den Augenschein auf seinen Vortheil aufmerksam gemacht, und die Cultur des Volkes von selbst fortschreiten. Bloße Missionäre und Schullehrer werden nie etwas Tüchtiges vor sich bringen; zwar haben sie zu Sierra Leone mit einigem Erfolg gelehrt, doch sind ihre Fortschritte so langsam, daß sich voraussehen läßt, sie werden nie etwas Umfassendes wirken, bis sie durch andre Maßregeln unterstützt werden. Als ein sehr schlagendes Beispiel, wie wenig religiöse Mittel bei diesen unwissenden rohen Menschen angebracht sind, verdient folgende Anecdote erzählt zu werden, die das Siegel der Wahrheit an der Stirne trägt. Ein Missionär hatte eine Anzahl Neger versammelt, und ihnen ein Langes und Breites vorgepredigt; als sie ihn folgendermaßen unterbrachen: „Was der Herr sagt, ist Alles sehr wahr und gut, aber weil wir dem Herrn so lange zugehört haben, bitten wir uns ein Schlückchen aus."

Zu Paintrey könnte mit Erfolg ein Lehrer seinen Wirkungskreis eröffnen, da Cap Coast so benachbart ist, und die Einwohner

friedfertige, sittlich gute Menschen sind. Die Gegend ist zugleich eine der gesegnetsten, und gewährt alle Arten von Vegetabilien und Thieren, die man unter diesem Himmelsstriche suchen darf. Das Clima ist gesund, und weder zu feucht, noch zu dürr. Es liegt unter 5° 22′ 50″ N. Br. und 1° 43′ 20″ W. L. *).

Den Tag bringen die höhern Stände meistens damit hin, daß sie in nachlässigen Stellungen dasitzen, Palmwein trinken, und sich über ihre Rechtsstreitigkeiten besprechen, mit denen sie es sehr genau nehmen. Nie scheinen sie glücklicher, als wenn sie eine gute Ursache zu einem Proceß aufgefunden haben, und selten sind sie deßhalb in Verlegenheit. Wie es sich mit dem Worraspiel verhält, konnte ich eben so wenig, als Hr. Bowdich genau erfahren. Nur so viel kann ich davon sagen, daß man dazu ein kleines Bret mit vierzehn Löchern anwendet, in welche abgerundete Steinchen passen, die von den zwei Spielern von einem Loch zum andern fortgestoßen werden. Ein großer Theil des Morgens geht gewöhnlich über dem Waschen hin, das sie am ganzen Körper verrichten. Sie sitzen dabei mitten in ihrem Hofe oder auf offner Straße, indem sie bei solchen Gelegenheiten es für unnöthig halten, sich zurückzuziehen. Dann reiben sie sich die Haut mit der Ashantee-Butter *) ein, welche auch als Medicament bei Rheumatismen und Geschwüren angewandt wird.

---

*) Nach Bowdich 5° 20′ 30″ N. Br. und 1° 47′ W. L. Siehe a. a. O. S. 7 die Beschreibung von Paintrey. A. d. u.

**) Diese vegetabilische Butter wird vom Baume Fimkia gewonnen.

Doch dieß Alles gilt nur von den Vornehmen; die Armen und Sclaven müssen dagegen unausgesetzt arbeiten, theils in den benachbarten zahlreichen Pflanzungen, theils als Hausknechte, welchen das Reinhalten der Häuser, die Aufwartung ihres Herrn, Holzspalten, Wasserholen u. s. w. obliegt. Noch andere werden zu Boten und Waarenträgern nach Cap Coast und andern Niederlassungen gebraucht.

Während ich zu Paintrey immer auf Nachrichten von Hrn. Dupuis Befinden wartete, machte ich zuweilen kleine Ausflüge in die Umgegend, wobei mich der Anführer meiner Ashanteeschen Bedeckung, Hauptmann Adoo, begleitete, damit mir kein Unbill geschähe. Ich erhielt mittlerweile von Hrn. Dupuis Auftrag, in der Entfernung von ungefähr 20 Meilen von Cap Coast einen schicklichen Ort zur Einrichtung einer Schule auszumachen, in welcher Beziehung ich mich für Paintrey oder das benachbarte Dorf Assoonqua entschied. — Den 9. Februar erhielt ich einen Boten, der mir meldete, daß Hr. Dupuis sich schon ganz in der Nähe von Paintrey befinde. Ich ließ mich sogleich in meiner Hangematte ihm entgegen tragen, und traf ihn unmittelbar vor der Stadt. Bei unsrer Ankunft in dem Quartier übergab ich ihm seine Papiere wieder, und wir bereiteten uns zur Abreise auf den künftigen Tag vor. Doch unser Ashanteescher Führer durfte an diesem Tag, der für ihn ein Fetischtag war, nicht reisen, und so konnten wir erst Freitags, den 11., aufbrechen*).

*) Beim weitern Verfolg der Reise, wo der Verfasser ganz die Marschroute des Hrn. Bowdich beibehielt, dürfen wir den Le-

Hutton bemerkte bei Cuttacoomakasa nichts von den Naturschönheiten, von welchen Hr. Bowdich so viel rühmt; dagegen mußte er, so wie Letztrer, von den schwarzen Ameisen sehr viel leiden. Eine Staunen erregende Beschreibung giebt er uns von den Platanen; sie erreichen, wie er sagte, eine Dicke von 50 Fuß im Umkreise, und eine Höhe von wenigstens 150 Fuß, so daß man mit einer gewöhnlichen Jagdflinte nicht bis in den Wipfel schießen kann. Die Einwohner machen von den in den Wäldern häufig umgestürzten Stämmen ihre Canoes. Die weiße Reisegesellschaft mußte unterwegs viel von der unangenehmen Ausdünstung leiden, welche von den vielen sie begleitenden Negern ausging, so daß Hutton diesen Umstand schlechthin für die größte Beschwerde auf der Reise hält. — Einer der mitreisenden Ashantees prügelte seine Frau, die er in Verdacht einer Untreue hatte, so unbarmherzig, daß ihr Geschrei meilenweit in den Wäldern forthallte. Ueberhaupt wurden die Weiber nicht als Mitmenschen, sondern als die verachtetsten Lastthiere behandelt. — Zu Acomfodie wurde die Gesellschaft des Nachts von einer Unzahl großer Ratten belästigt, die hier eine wahre Landplage sind. Unfern Acomfodie waren Platanen, Eisenholz, Doom*), Palmen, Bambus- und Rattan-Rohr, Zirbelnuß- und Paupabäume sehr häufig.

---

ser auf diese (a. a. O. S. 9—16) verweisen, und werden nur einige Umstände angeben, in welchen beide Schriftsteller von einander abweichen, oder die sonst nicht uninteressant seyn dürften. A. d. V.

*) Ueber den Gebrauch der Rinde dieses Baumes in Criminalfällen siehe oben. A. d. U.

Viele Kronvögel ließen sich hören. Es giebt deren zwei Arten. Die eine, von welcher wir hier antrafen, wird nicht nur ihres schönen grünen Gefieders, sondern auch ihrer kuckukähnlichen Stimme wegen geschätzt. Die zweite ist größer und schöner von Gefieder. Beide haben eine Kuppe, und sind in Europa sehr gesucht. Letztre werden in Africa mit vier Pfund Sterling bezahlt. — Das Reisen in Hangmatten ist in engen und sich schlängelnden Wegen mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft. Die Stange, an der sie getragen werden, ist wenigstens 10 Schuhe lang und grade. Macht nun der vorderste Träger eine Wendung, so wird die darin sitzende Person gegen einen Baumstamm geschleudert, wenn grade, was sehr häufig der Fall ist, einer am Wege steht. Auch werden ihre Füße und Schenkel sehr durch die Dornenbüsche beschädigt. Die Ashantee Caboceers bedienen sich dagegen auf Reisen langer Körbe, die auf den Köpfen getragen werden, allein doch allen diesen Beschwerden nur zum Theil abhelfen, indem dabei Augen und Gesicht den Dornen und Büschen noch Preis gegeben sind.

Die Breite und Tiefe des Boosempra giebt Hutton etwas geringer als Bowdich an, nämlich die erstre 120 und die letztere 5 Fuß. Da die Reisegesellschaft jetzt das eigentliche Gebiet von Ashantee betrat, so legte ihre Bedeckung ihren Kriegsschmuck an. — Die Stadt Kikiwhiri, welche gegen 300 Häuser und 1400 Einwohner zählt, liegt unter 6° 10′ N. Br. und 2° 1′ 30″ W. L.*). Die Gesellschaft blieb hier einige

*) Huttons Bestimmungen der Lage jedes Ortes sind immer nördlicher (oft um ¼°), als die von Bowdich. A. d. U.

Tage, weil der Hauptmann von Ashantee erst seinem Könige die Annäherung der Gesandtschaft melden lassen mußte, ehe diese weiter vorrückte. Da man indessen auf die Beschleunigung der Reise drang, so wurde die Rückkehr der Boten nicht abgewartet. Von Ansa aus wurde ein Bote an den König von Ashantee abgeschickt, durch welchen die Gesandtschaft ihr dringendes Verlangen an den Tag legte, so bald als es nur die Etikette des Hofes erlaube, vor Sr. Majestät erscheinen zu dürfen. — Zu Accroofroom, wo die Reisenden, so wie zu Ansa, sehr gut aufgenommen wurden, sahen dieselben einen Knaben, dessen Busen ganz die Form eines weiblichen hatte; ferner viele Kinder, deren Nabel größer als ein Hühnerei hervorstand. Dies rührt von der nachlässigen Behandlung derselben bei der Geburt her. Der Ort enthält gegen 2000 Einwohner. Von Doompassie aus wurde von Neuem ein Bote an den König geschickt, welcher die Ankunft der Gesandtschaft daselbst anzeigen sollte. Zu Dachasou erhielt man dagegen zwei Boten vom König, welche zwei Schafe, ein großes Schwein und zwei Unzen, vier Ackien Gold zum Geschenk brachten, mit der Bitte, daß die Gesandtschaft damit ihre Bedürfnisse bis zum Einzug in Coomassie bestreiten möchte, der auf den 28. festgesetzt wurde. — In Gesellschaft der Boten kam ein elendes Wesen, das jämmerlich gekleidet war, nämlich ein weißer Negerknabe, der noch dazu geistesabwesend schien, und von seinen Begleitern wie ein Auswürfling behandelt wurde. Er hatte die Gesichtsbildung eines Negers, weiße, wollige Haare, und eine blasse, ungesunde Hautfarbe. Man konnte nicht begreifen, weßwegen man einen solchen Gegenstand schicke, wenn es nicht etwa geschah, um zu zeigen, daß es auch hier zu

Lande Etwas weißen Menschen Aehnliches gebe. Später fand man zu Coomassie viele seines Gleichen. — Die zu der Gesandtschaft gehörigen Herren enthielten sich in Aschantee des Schweinefleisches, indem dort der Gebrauch herrscht, die Schweine mit Aas zu mästen, und hielten sich dagegen an Schöpsenfleisch und Geflügel. —

Wir übergehen die Beschreibung des Einzuges in Coomassie, bemerken nur, daß die Gesandtschaft eines eben so ehrenvollen und glänzenden Empfangs genoß, als die frühere unter Hrn. Bowdich, und verweisen übrigens auf diese *). Der König war übrigens bei dem Empfange so berauscht, daß er nur den Handschlag geben und gute Nacht wünschen, allein keine zusammenhängende Frage thun konnte. Das Gesandtschaftspersonale wurde in den Palast des Prinzen Adoom, der noch zu Cap Coast war, einquartiert, und fand dort Lebensmittel und alle übrige Bedürfnisse in Bereitschaft.

Wir lassen jetzt Hrn. Hutton wieder das Wort nehmen. Ich bemerkte, sagt dieser, bei meinem Einzug ein Coomassie, daß sich die Sitten und Gebräuche der Aschantees in vieler Hinsicht seit 1817 vortheilhaft verändert hatten. Wer liest nicht mit Entsetzen die Menschenopfer und Martern, von denen uns Hr. Bowdich **) unterhält. Wer diese Beschreibung mit Schaudern gelesen, wird uns gewiß Dank wissen, wenn wir versichern, daß weder bei unsrer Ankunft, noch während unsres Aufenthalts allhier, solche Grausamkeiten ausgeübt wurden. Dieß beweist offenbar, daß sich die Barbarei dieses Volkes gemindert hat, oder wenigstens, daß der Kö-

*) S. a. a. O. S. 16 ff.

**) Z. B. a. a. O. S. 13.

nig den Europäern nicht durch solche anstößige Schauspiele mißfallen will, seitdem er weiß, daß deren Gefühl dadurch verwundet wird. So steht also zu hoffen, daß die Ashantees, und insbesondre der König, nach und nach der Gewohnheit, Menschen zu opfern, entsagen, und statt deren Schafe und Hühner (wie in der That schon jetzt oft geschieht) schlachten werden. Es wäre zu wünschen, daß die Mauren ihren Einfluß in Ashantee auch dazu anwendeten, diesen Zweck durchzusetzen, da viele derselben solche Unmenschlichkeiten eben so sehr verabscheuen, als wir*). Sind also die Mauren nicht abgeneigt, uns in dieser so wichtigen Angelegenheit hülfreiche Hand zu leisten, so könnten die wohlthätigsten Folgen für die Menschheit daraus entstehen, wenn man Missionäre nach Coomassie schickte. Wie günstig der König für die Sache gestimmt ist, erleuchtet aus dem Gesagten, und Hr. Bowdich hat dieß schon sattsam angedeutet. Warum, könnte man also füglich fragen, warum sind nicht schon längst Missionäre nach Ashantee geschickt worden? Wegen der persönlichen Sicherheit solcher Personen kann keine Besorgniß obwalten, da der König noch neulich erklärt hat, „wie er zugebe, daß sich ein Missionär in seiner Hauptstadt aufhalte, und er ihm seinen Schutz zusichere. Wenn man nun bedenkt, daß schon mehrere Europäer Ashantee besuchten, und dort gut aufgenommen und gütig und gastfrei behandelt wurden, so ist jetzt gewiß der günstigste Zeitpunct erschienen, eine solche Person hierher zu schicken; vorzüglich da die Forts auf der Goldküste jetzt unter der unmittelbaren Verwaltung der Englischen Regierung stehen. Es bleibt überhaupt ein Räthsel, warum

*) S. a. a. O. S. 208.

noch keine Missionäre an die Goldküste geschickt worden sind, wo unsre Nation seit siebzig Jahren nicht weniger als zehn Niederlassungen, unter Leitung der Africanischen Comitté besessen hat, obgleich dieses sonst nach allen Enden der Welt hin geschehen ist.

Die Gesellschaft zur Beförderung der christlichen Religion (Missionary Society) wird gewiß in Betracht des vielen Guten, das dadurch gestiftet werden würde, nun nicht unterlassen, ein taugliches Subject in diese Gegend zu schicken. Wie sehr würden die, welche ein solches Unternehmen ausführen wollten, sich dadurch belohnt fühlen, daß durch sie jährlich Tausende von Menschen dem martervollsten Tode entrissen würden. Und schon das bloße Beginnen eines so löblichen Unternehmens, ohne den erwünschten Erfolg, würde die Namen der Missionäre verherrlichen *).

Die Gründe, welche bei dem Könige in Hinsicht auf die Abschaffung der Menschenopfer am besten anschlagen würden, sind folgende: Erstlich, daß das Abschlachten so vieler Leute dem Könige von England sehr mißfalle (welches Gewicht der König von Ashantee auf den Namen des Königs von England legt, ersieht man aus Hrn. Bowdichs Bericht) **). Dieser könne nicht begreifen, wie der König von Ashantee, der in andrer Hinsicht eine so eminente Gesinnung an den Tag lege, in die Ermordung so vieler seiner Unterthanen willigen könne, da dieß aller Menschlichkeit und dem eignen Glücke und Interesse eines so gewaltigen Herrschers zuwiderlaufe. Ferner müßte man ihm vorstellen: daß das Leben des Geringsten der Unterthanen unsres Königs so heilig als dessen

*) Ueber die erstaunliche Menge der Menschenopfer S. a. O. S. 235 ff.

**) a. O. S. 29.

eignes sei, und daß selbst Er Niemand ungestraft Unrecht thun dürfe.

Gewiß würde ferner die Erfüllung unsers Wunsches kräftig unterstützt werden, wenn man dem König von Aschantee anböte, im Falle er den Menschenopfern ein Ziel setzen wollte, die Abgabe, die er jährlich von unsern Forts bezieht (288 Pf. St.), zu verdoppeln. Diese unbedeutende Summe könnte bei unsrer Regierung gegen die menschenfreundliche Verwendung derselben und die Vortheile, die aus der engern Verbindung mit diesem mächtigen Monarchen entspringen würden, gar nicht in Betracht kommen.

Wenn man drittens dem König anschaulich machte, wie er durch jede Hinrichtung seine eigne Macht verringere; wie diese Leute in der Schlacht, beim Feld- und Wegbau ihm die wesentlichsten Dienste leisten könnten, so würden alle diese auf des Königs Individualität berechneten Gründe gewiß nicht ihres Zweckes verfehlen.

Wir kehren nun zu der Geschichte unsrer Gesandtschaft zurück. Dienstags Morgens, der 1. März, ließ uns der König sagen, er wünsche uns auf dem Marktplatz zu sehen. Wir machten ihm also dreiviertel auf 12 Uhr unsre Aufwartung, und fanden ihn von seinen Feldherren, Linguisten, den Mauren und vielen tausend Menschen umgeben. Er nahm uns sehr herablassend auf, reichte uns die Hand, ließ uns niedersetzen, und äußerte dann den Wunsch, von der Absicht unsres Besuchs unterrichtet zu werden. Hr. Dupuis stand nun auf, und erklärte *): „Hrn. Bowdichs Buch habe dem Könige von

*) Hr. Dupuis redete hierbei unsern Dollmetscher an; dieser

England eine so günstige Meinung von dem Könige von Ashantee und dessen Lande beigebracht; vorzüglich habe ihn die Gastfreundschaft, die seine Unterthanen daselbst genossen, so erfreut, daß Se. Majestät sich bewogen gefühlt hätten, ihn (Hrn. Dupuis) mit den mitgebrachten Geschenken abzuschicken; nämlich 100 Flinten, 100 Fäßchen Pulver, 100 Anker Rum." — Hier wurde Hr. Dupuis vom Hauptmann Adoo, unserm Führer, gebeten, die übrigen Artikel nicht vor aller Welt herzunennen, weil der König und seine nächsten Umgebungen den Pöbel nicht zur Mitwissenheit derselben gezogen haben wollten.

Nachdem unser Linguist den ersten Theil der Rede dem königlichen Dollmetscher Adoosey und dieser wieder dem Könige mitgetheilt hatte, gab Letztrer sein Wohlgefallen durch ein gnädiges Kopfnicken zu erkennen. Nun erklärte Hr. Dupuis, er sei auch gekommen, alle Zwistigkeiten auszugleichen: worauf der König erwiderte, daß er dieß thun solle. Jener nahm nun das Wort wieder, und sprach: Der König möchte dem Commandant zu Cap Coast kein Unrecht zufügen, und Letztrer würde gewiß auch gegen den König sich keine Unbilligkeiten erlauben.

Der König schien die Mittheilung des Hrn. Dupuis mit Wohlgefallen angehört zu haben, und hiermit schloß sich unsre Audienz; in der wir uns absichtlich der Kürze beflissen hatten, weil ein langes Gerede bei dieser Gelegenheit die Gemüther

---

sagte dasselbe dem königlichen Dollmetscher, und Letztrer erst dem Könige, indem die Etikette des Hofes zu Ashantee nur diesem das Recht giebt, öffentlich zu dem König zu reden. A. d. V.

leicht zur Eifersucht und Unruhe hätte reizen können. Wir zogen uns daher schon nach einer Viertelstunde in unser Quartier zurück.

Den folgenden Tag erhielten wir gegen Mittag von Seiten des Königs die Weisung, ihm die Geschenke zu überschikken, und uns dann zu ihm zu verfügen, welches wir sogleich thaten. Wir wurden bei unsrer Ankunft im Palaste in einen innern Hof geführt, wo man uns einige Zeit warten ließ, und dann bei dem Könige einführte. Wir fanden Se. Majestät in dem Audienzsaale, welcher 30 Fuß lang und 8 Fuß breit war. Um ihn standen die vier Aristocraten*), drei Linguisten (der vierte war abwesend), der General Adoo Quamina, ein Eunuche mit einigen Hausclaven, und einige Lieblingsmädchen des Königs, die nicht über 10 bis 12 Jahre alt waren. Niemanden weiter war der Zutritt verstattet. Jene Mädchen, die sehr artig sind, begleiten den König fortwährend, und haben einen massiven Klumpen Gold am Halse hängen, welcher gegen 12 Unzen (50 Pf. St.) an Werth enthalten mag.

Nachdem wir uns grade dem König gegenüber an einer langen, niedrigen Tafel niedergelassen hatten, ließen wir die Kisten öffnen, damit Se. Majestät die Geschenke in Augenschein nehmen konnte. Unglücklicherweise enthielt die zuerst erbrochne Kiste eine Drechselbank, oder vielmehr nur einen Theil davon, der auf den ersten Blick wie ein gemeines Stück Holz aussah. Der König und dessen Minister steckten darüber die Köpfe zusammen, lachten, und fragten, was das sei? Wir erklärten nun natürlicherweise den Gebrauch derselben, so gut wir konnten. Hätte sich indessen ein kundiger Meister bei der Gesandt-

*) Vergl. a. a. O. S. 123.

schaft befunden, und dieser sogleich eine Probe von seiner Kunst abgelegt, so würde sich der König, der mechanische Kunst sehr hoch schätzt, eben so sehr gefreut als gewundert haben; er würde dieses Instrument, das ihm jetzt wie ganz nutzlos, wie ein Paar Stücke Holz vorkam, als ein sehr brauchbares haben schätzen lernen. Schade ist es, daß ein solcher Meister uns nicht begleitet hat; vielleicht hätte sich der König dann Europäische Handwerker in großer Zahl nach Coomassie kommen lassen.

Ueber die andern Geschenke, als: Spiegel, Orgel, Uniform, Kronleuchter, Trommeln, Caleidoscope ꝛc. schien sich der König sehr zu freuen, obgleich er sowohl, als seine Minister, sorgfältig vermieden, bei irgend einem Gegenstande Staunen blicken zu lassen. Sie erheuchelten vielmehr eine vollkommene Gleichgültigkeit, durch welche dennoch ihre Freude und Bewundrung in ihren Zügen durchblickte. Der Ashanteesche Hof würde aber glauben, sich durch Offenbarung solcher Gefühle etwas in seiner Würde gegen die Europäer zu vergeben.

Der König that in Rücksicht auf den König von England mehrere Fragen an uns. Vorzüglich war ihm dessen Name und der seiner Residenzstadt merkwürdig. Er versuchte zu mehrern Malen die Worte George und London auszusprechen, und lachte herzlich darüber, daß ihm dieß so schwer fiel. Der König war überhaupt dieses Mal sehr gut gelaunt, und machte viele Späßchen. Die Versammlung ging aus einander, ohne daß etwas andres wäre verhandelt worden, und wir verfügten uns in unser Quartier.

Am folgenden Morgen meldete uns Hauptmann Adoo, daß der König uns gegen 12 Uhr erwarte. Demzufolge be-

gaben wir uns zur bestimmten Zeit zum Palaste, mußten aber, wie Tages zuvor, über eine halbe Stunde im Vorzimmer warten. Als wir endlich vorgelassen wurden, und uns gesetzt hatten, suchte Hr. Dupuis das Gespräch auf den Gegenstand der Gesandtschaft zu lenken. Aber augenscheinlich suchte Se. Majestät einem solchen über Geschäfte, vorzüglich was die Sache mit Cap Coast anbelangt, auszuweichen. Der Grund sprang in die Augen. Eben hatte er ein so freigebiges Geschenk angenommen, und konnte also füglich nicht von seiner Forderung an Cap Coast reden. Er wich also jeder Discussion hierüber durch die Erklärung aus, „jetzt, da er Hrn. Dupuis Gesicht gesehen, habe er keinen bösen Streit (palaver) im Sinn, und mit den weißen Männern gar keinen Streit mehr." Diese Worte waren sehr inhaltsschwer, denn fürs Erste war die an den Commandanten von Cap Coast wegen Verletzung des Vertrags gestellte Forderung von 1600 Unzen Goldes dadurch annullirt; ferner wurden die Ansprüche an das Volk zu Cap Coast dadurch eine Angelegenheit von untergeordneter Wichtigkeit. Denn auch an diese konnte er seinen Regreß wegen der 1600 Unzen Goldes nicht nehmen, denn diese Forderung würde von Ashantees, Fantees und Europäern als ein sehr „böser palaver" betrachtet worden seyn. Der König meinte also offenbar, daß er zwar die Sache mit Cap Coast nicht ganz fallen lassen, aber doch so gemäßigte Ansprüche machen wollte, daß eine Uebereinkunft sehr leicht seyn würde. Dieß bestätigte mir auch hernach Hr. Graves*). Daher ging auch diesesmal

---

*) Hr. Graves, ein der Landessprache kundiger Mulatte, war bei der Gesandtschaft engagirt. Ich erkundigte mich jedesmal

die Versammlung aus einander, ohne daß dieser Gegenstand weiter besprochen worden wäre.

Tages darauf erbat sich dagegen Hr. Dupuis eine Audienz, um seinen Auftrag ablesen zu dürfen, und sie wurde ihm sogleich bewilligt. Das ganze Gesandtschaftspersonale erschien zur gewöhnlichen Stunde (12 Uhr) vor Sr. Majestät. Wir fanden diesen von Generalen und Linguisten umgeben, und nachdem wir das gebräuchliche Ceremoniell befolgt, bat Hr. Dupuis den König um Erlaubniß, seinen Auftrag ablesen zu dürfen. Dieser bewilligte sein Begehren, trug aber darauf an, daß unser Dollmetscher beeidigt würde, die Wahrheit zu sagen, und beide Theile nach bestem Wissen zu berichten. Nachdem dieß geschehen, bat mich Hr. Dupuis, das Schreiben abzulesen. Ich that dieß, indem ich nach jedem Satze den Sinn nach be-

---

nach der Audienz bei diesem, welcher Ausdrücke sich der König gegen seine Minister bedient habe. Auch war Hrn. Graves dringend anbefohlen worden, auf jedes Wort zu achten, welches der König in unsrer Gegenwart an seine Linguisten richtete, weil man nur dann dessen wahre Gesinnungen gegen uns genau beurtheilen konnte, wenn man seine heimlichen und vertraulichen Bemerkungen gegen seine Umgebungen erfuhr. Aus diesem Grunde trug ich auf Hrn. Graves Engagement bei der Gesandtschaft an; nicht allein, damit er auf unsern Dollmetscher ein wachsames Auge hätte. Denn selbst, wenn dieser den guten Willen gehabt hätte (was gewiß nicht der Fall war) uns alle Worte des Königs bona fide wiederzugeben, so würde er es nicht gekonnt haben, da ihm die Verdollmetschung des von beiden Seiten Gesagten genug zu schaffen machte. A. d. V.

sten Kräften zu verdeutlichen suchte. Se. Majestät fand sich nicht wenig dadurch geschmeichelt, daß der König von England so viel Wesens aus ihm machte, und einen seiner Officiere dazu bestimmt hatte, in Coomassie zu wohnen. Dieser Umstand machte auf Alle, die zugegen waren, augenscheinlich den günstigsten Eindruck.

Sobald ich aufgehört zu lesen, erhoben sich die Dollmetscher sammt den Hauptleuten, und nahmen einer nach dem andern eines von des Königs Schwerdtern (diese haben die Größe und Gestalt einer Zimmermannsart, goldne Gefäße und blutverrostete Klingen), und schwenkten dasselbe zwei bis drei Minuten lang dicht vor Hrn. Dupuis Nase herum, während sie dem Könige von England Treue und Anhänglichkeit zuschworen. Zuletzt stand auch der König auf, legte denselben Eid ab, und versicherte, er halte den König von England für den größten aller Könige von Europa, und wenn derselbe je seiner Hülfe benöthigt seyn sollte, so ständen ihm beständig 10,000 Mann seiner besten Truppen zu Gebote, die er, um seine Zwecke zu fördern, nach jedem Orte in Africa marschiren lassen dürfte. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich der König höchst enthusiastisch zu Gunsten der Engländer, und von allen Gesichtern lachte uns Freude und Wohlwollen entgegen. Der König versprach ferner, daß Hr. Dupuis, als Englischer Consul, während seines Aufenthalts in der Residenz an nichts Mangel leiden sollte. Brauche er Gold oder irgend eine andre Sache, die für Geld zu Cap Coast zu haben wäre, so möchte er es ihm nur zu wissen thun, und sogleich sollte es beigeschafft werden.

Der König fragte unter andern, wie man in England über das Betragen des Hrn. Bowdich gegen Hrn. Ja-

mes urtheile*); und als er erfuhr, daß die allgemeine Stimmung gegen Hrn. Bowdich sei, weil kein junger Officier im Dienste seinem Vorgesetzten vorgreifen dürfe, so zuckte er die Achseln und flüsterte seinen Linguisten etwas zu, womit er zu sagen schien: „Hab' ich das nicht vorausgesagt?" Eine andre Frage that der König: warum Hr. Hutchinson nicht mit uns nach Ashantee zurückgekehrt sei? und meinte, er würde sich wohl dessen schämen. Damit wollte er nichts Ehrenrühriges gegen denselben sagen, sondern, wie ich es mir erkläre, Hr. Hutchinson würde die Hauptstadt ungern unter Hrn. Dupuis Oberbefehl besucht haben.

Tages darauf wurden wir nicht vor den König gelassen, allein derselbe übersandte uns durch seinen Linguisten Adoosey und seinen Kammerdiener Yokrokokoo folgende Geschenke: Hrn. Dupuis 7 Unzen Gold, einen Ochsen, zwei Schweine und ein Schaf. — Hrn. Salmon, Collins und mir, jedem 2 Unzen 4 Ackien Gold und ein Schaf. — Hrn. Graves 1 Unze 2 Ackien Gold und ein Schaf. — Dem Dollmetscher 1 Unze 2 Ackien Gold. — Den Bedienten zusammen eben so viel, und unsern Hangemattenträgern und Packknechten 2 Unzen 4 Ackien Gold und einen Ochsen; endlich so viel Lebensmittel aller Art und Brennmaterial, als 200 Mann tragen konnten. Kurz, unser sehr weitläuftiges Quartier war mit Früchten und Gemüsen so überfüllt, daß wir den größten Theil derselben sogleich unter unsre Leute vertheilten, weil wir nicht den zwanzigsten Theil hätten aufzehren können, bevor das Uebrige verfault wäre.

Sonntags, den 6., statteten wir Alle persönlich dem Könige unsern Dank für die erhaltnen Geschenke ab, und Tages

*) S. a. O. S. 53.

darauf stellte Hr. Dupuis vor, wie er im Laufe der Woche nach Cap Coast zurückzukehren wünsche. Da er nämlich nach des Königs Aeußerung: „er habe keinen bösen Streit mehr,“ die Sache mit Cap Coast für ziemlich abgemacht hielt, so glaubte er klug daran zu thun, dieselbe gar nicht wieder zu berühren. Jetzt erklärte aber Se. Majestät, wie er noch einen palaver mit uns zu besprechen habe, worauf erst der Tag der Abreise festgesetzt werden könne. Hr. Dupuis suchte es nun beim Könige dahin zu bringen, daß dieser eine Schule zu Paintrey anzulegen erlaubte. Um seinem Antrag mehr Gewicht zu geben, kleidete er ihn so ein, daß er erst von den großen Handelsvortheilen sprach, die für die Ashantees daraus entspringen würden, wenn an jenem Orte Factoreien angelegt würden, und dann den eignen Vortheil des Königs hervorhob, indem sich der Commandant von Cap Coast dazu verstehen würde, eine monatlichen Betrag von 2 Unzen Goldes dafür zu entrichten. — Doch der König schien der Gewährung dieser Bitte sehr abgeneigt. Er war über den Antrag nicht weniger erstaunt, als unruhig, erhob sich hastig von dem Polster, auf dem er vorher sehr ruhig gelegen hatte, setzte sich mitten unter die Linguisten und Hauptleute, und erklärte, er könne seine Zustimmung zu einer solchen Anstalt nicht geben. Hieraus ging hervor, mit was für eifersüchtigem Auge er die geringste Neuerung auf seinem Gebiete, oder wohl mehr unsre Annäherung an seine Hauptstadt betrachtete. Denn er und seine Generale kennen unsre Ueberlegenheit in der Kriegskunst zu gut, als daß sie nicht fürchten sollten, wir möchten am Ende den Wunsch hegen, ihr Land zu erobern. Wie tief dieser Argwohn Wurzel geschlagen, beweist unter andern, daß ei=

nes Tages der König Hrn. Dupuis im vollem Ernste fragte, „ob es wahr sei, wie seine Generale mit Bestimmtheit behaupteten, daß der König von England ihn geschickt habe, sein Land auszuspähen?" Die Mauren, die unsern steigenden Einfluß mit neidischen Augen betrachten, sind immer bereit, dieser Meinung neue Nahrung zu geben. Doch Hr. Dupuis erklärte darauf feierlichst, „daß jede Besorgniß in dieser Hinsicht überflüssig seyn würde; denn sein Gebieter habe ihn im Gegentheil gesandt, den Ashantees Gutes zu erzeigen, und Se. Majestät von der Beständigkeit seiner freundlichen Gesinnungen zu überzeugen. Deßwegen suche derselbe die Handelsverbindungen mit den Ashantees und andern Africanischen Nationen immer mehr zu fördern." Nach dieser Erklärung faßte der König Hrn. Dupuis freundlich und liebevoll an der Hand, und rief aus: „Ich glaube dir mehr, als meinen eignen Generalen, denn du bist ein weißer Mann, und des Königs von England Officier, der mir gewiß keine Unwahrheit sagen wird." Indessen fanden wir doch für gut, das Anliegen wegen der Schule zu Paintrey nicht weiter zu berühren, da für jetzt die Gewährung desselben bestimmt nicht zu erwarten stand. Mit der Zeit dürften sich aber die Furcht und der Argwohn des Königs um Vieles vermindern.

Se. Majestät erkundigte sich auch nach Bonaparte, und als ihm berichtet wurde, wie derselbe auf eine kleine Insel verbannt worden sei, weil er ein Tyrann gewesen, der den Frieden der Nationen gestört habe, so versank er plötzlich in Nachdenken, uud flüsterte dann einem seiner Minister etwas ins Ohr, wahrscheinlich, „daß er sich Glück dazu wünsche, nicht in des Königs von England Gewalt zu seyn, weil er sonst wohl

auch nach St. Helena wandern müßte. — Auch die Wiederherstellung des Sclavenhandels wurde von ihm neuerdings in Anregung gebracht *). Da indeß dieses Verlangen peremtorisch abgelehnt wurde, aus dem Grunde, weil dieser Handel aller Menschlichkeit zuwiderlaufe, so meinte er, die Gesandtschaft würde ihm noch weit willkommener gewesen seyn, wenn dieß Begehren hätte bewilligt werden können. Man machte ihm bemerklich, daß die häufigen Kriege, welche in der Absicht geführt würden, Gefangne zu machen, und sie hernach als Sclaven zu verkaufen, ein Hauptgrund seien, weßwegen der Sclavenhandel nie könne erneuert werden. Der König meinte dagegen, daß dieses gar nicht der Fall sei, weil auch, seitdem jener Handel abgekommen, nie Friede in Africa gewesen sei.

Nach der heutigen Audienz legten wir einen Besuch bei dem Mauren Baba ab. Die Einwohner schienen uns jetzt bei unserm Zuge durch die Stadt kaum mehr zu bemerken, und benahmen sich gegen uns überhaupt sehr gesittet. Wir fanden Baba in seinem Hause mit Unterricht im Arabischen beschäftigt, den er einigen seiner Angehörigen ertheilte. Wir fragten ihn, ob er nicht einige Pferde habe, die er uns verkaufen oder vermiethen könne. Er verneinte dieß, und ließ uns von einem Bedienten zu einigen andern Mauren führen, die, nach seiner Versicherung, welche hätten. Wir fanden daselbst ein Paar muthige, in bestem Stande gehaltne Pferde; doch erklärten die Eigenthümer, die dem Range nach über Baba zu stehen schienen, daß sie bald ins innere Africa zurückreisen würden, und uns die Pferde daher nicht verkaufen könnten, weil sie deren selbst benöthigt seyn würden. Doch

*) Vergl. a. a. O. S. 59.

bezeigten sie sich sehr bereitwillig, uns dieselben, so oft wir wünschten, zu leihen. Hr. Dupuis gab ihnen dafür seine Erkenntlichkeit zu erkennen, und lud sie auf den folgenden Tag zum Besuch ein.

Als wir Dienstags dem König wieder aufwarteten, äußerte dieser den Wunsch, die Geschichte seiner Kriege gegen die Fantees, Assins und Buntakoos aufgesetzt zu haben, damit sich der König von England bei Durchlesung derselben überzeugen möge, wie übel ihm diese Nationen mitgespielt, und wie gemäßigt er sich benommen, ehe er diese Kriege angefangen habe. Demzufolge dictirte der König mir diese Geschichte in die Feder, und wir werden später Einiges aus derselben mittheilen. Nach drei Stunden wurden wir entlassen, aber Abends wieder vor ihn geladen, und zwar in Betreff der ihm gelieferten Waaren, deren Betrag der Commandant von Cap Coast an den monatlichen Noten abgerechnet hatte. Der König beschwerte sich höchlich über die Preise, vorzüglich des Rums, für welchen der Englische Commandant bei gleicher Qualität und Quantität dreimal so viel anrechne, wie der Holländische. Wir behaupteten, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse; doch der König ließ mit der größten Ruhe die Fäßchen zur Vergleichung holen, blieb bei der ganzen Verhandlung sehr kaltblütig, obgleich er durch unsern wiederholten Widerspruch leicht hätte zur Hitze gereizt werden können, und es ergab sich zuletzt wirklich, daß er vollkommen Recht habe.

Dieß hing so zusammen: der Commandant von Cap Coast rechnet seit undenklichen Zeiten dem Könige von Ashantee die Waaren nach dem sogenannten Compagniepreise an,

d. h., wie dieselben von den Vorräthen der Compagnie geliefert worden. Dieser war zu jener Zeit eine Unze für den Anker Rum, obgleich Privatpersonen denselben für den dritten Theil ablassen konnten. Da nun der Commandant von Elmina beständig Circulare bei den Kaufleuten zu Cap Coast herumgehen läßt, woraus sich ergiebt, wer zu den billigsten Preisen verkauft, so hatte er für eine Unze fast dreimal so viel Rum erhalten, als ein Anker faßt. Der Gouverneur von Cap Coast kann aber die Waaren nur zu den Compagniepreisen liefern. Das Uebrige ergiebt sich von selbst. Wir versprachen also dem Könige, daß diesem Mißverhältniß abgeholfen werden solle. Nun verlangte der König, ich solle die übersandten Kaufmannsgüter sämmtlich durchgehen. Ich fand dabei, daß zwei Stücke Tuch fehlten, und zeigte es an. Hauptmann Adoo, der für diese Güter zu sorgen gehabt hatte, erklärte, er habe diese Tücher zum Unterhalt für seine Leute verwenden müssen, da sie länger, als bestimmt gewesen, unterweges zugebracht hätten. Der König, welcher schon um die Sache wußte, schien sich über meine Genauigkeit und Wahrheitsliebe zu freuen, indem er sich offenbar nur unwissend gestellt hatte, um zu sehen, ob ich das Mangelnde auch anzeigen würde. — Man fragte uns dann über die Preise der verschiednen Waaren aus, um zu vergleichen, ob diese mit denen des Commandanten übereinstimmten. Die Aschantees rechnen Alles mit kleinen Muscheln aus, und sind tüchtige Rechenmeister.

Es war vollkommen finster geworden, ehe wir den Palast verließen. Bei unsrer Rückkunft in unser Quartier erfuhren wir, daß der Linguist Arbro mit Briefen an uns angekommen

sei, die uns auch auf Verlangen alsbald ausgehändigt wurden. Wir erfuhen daraus, daß die Pynins von Cap Coast dem Könige von Ashantee 100 Unzen Goldes zahlen wollten, wenn der ganze Zwist dadurch ausgeglichen werden könnte. Hrn. Dupuis wurde aufgetragen, diesen Antrag bei Sr. Majestät durchzusetzen.

In meinen Mußestunden besuchte ich einigemal mit Hrn. Dupuis Bewilligung den ersten königlichen Dollmetscher, Adoosey; weil wir glaubten, daß man durch diesen am zweckmäßigsten auf den König selbst einwirken könne. Hr. Graves begleitete mich dann immer. Als wir das erstemal in sein Haus traten, wurden wir erst gemeldet, und dann durch verschiedne Zimmer in ein inneres Cabinet geführt. Hier saß Adoosey hinter einem Kruge Palmwein, und rauchte seine Pfeife. Er empfing uns äußerst freundlich, und bat uns, Platz zu nehmen. Nach den gewöhnlichen Eintrittscomplimenten sagte ich ihm, meine Absicht sei, mit ihm eine vertrauliche Unterredung über unsre Geschäfte zu halten, indem er der oberste königliche Linguist sei, und daher seinem Gebieter bei günstiger Gelegenheit mittheilen könne, was ich ihm jetzt zutrauensvoll eröffne. — Adoosey nickte mir Beifall zu, und ich fing nun an, ihm auseinanderzusetzen, wie sehr beide Nationen gewönnen, wenn sie in freundschaftlichen Verhältnissen mit einander blieben. Er versprach, Alles seinem Könige treu zu berichten, und bat mich beim Abschiede, ihn bald wieder zu besuchen.

Adoo Quamina, einer der vornehmsten Männer am Hofe zu Coomassie, besuchte uns öfters. Er schien aber mehr als Spion, denn als Freund zu kommen. Zuweilen erzählte

er uns vom Kriege mit den Buntakoos, die er als eine tapfere und mächtige Nation schilderte, welche die Ashantees beinahe aus dem Felde geschlagen habe. Er sprach von ihr niemals anders, als mit Achtung; aber desto verächtlicher von den Fantees. „Diese, sagte er, sind schlechte Soldaten. Ein Ashantee schlägt 40 Fantees; mit 40 Ashantees will ich alle Fantees vor mir herjagen."

Tages darauf ließ uns der König wieder vor sich laden; wir legten Uniform an, und begaben uns sogleich nach dem Palaste. Dort erhielten wir indeß die Weisung, uns wieder zu entfernen, weil der König speise. Hr. Dupuis betrachtete diese Abweisung als einen der Englischen Flagge, die vor uns hergetragen worden, angethanen Schimpf, und beschloß, dieses Sr. Majestät zu gedenken. Wir zogen uns verdrießlich in unser Quartier zurück. — Nachmittags erhielt ich eine Privataudienz beim Könige, in welcher ich um meine Entlassung nach Cap Coast nachsuchte, indem mich dringende Geschäfte dahin riefen. Er antwortete mir, er werde mich morgen wiedersehen, wo er noch eine Sache zu besprechen habe; dann wolle er mir erlauben, zu gehen. — Am nächsten Morgen begaben wir uns Alle nach dem Palast, und Hr. Dupuis beklagte sich, daß die Flagge den Tag zuvor habe umkehren müssen. Doch der König erklärte, daß er den König von England keineswegs dadurch habe beleidigen wollen, sondern geglaubt habe, es würde uns unangenehm gewesen seyn, zu warten, bis er abgespeißt hätte. Nun trug mir Hr. Dupuis auf, den neuen Tractat abzulesen; als ich bis an die Streitsache mit Cap Coast gekommen war, unterbrach mich der König, und wiederholte mit

großer Weitschweifigkeit alle seine Beschwerden gegen Commenda u. s. w., von denen der Leser schon unterrichtet ist. Hr. Dupuis gab zu, daß der König zu diesen Beschwerden vollkommen befugt sei, aber stritt dagegen, daß die Einwohner von Cap Coast für das, was Commenda verschuldet habe, verantwortlich seien. Zugleich gebrauchte er den Kunstgriff, daß er erzählte, dem König von England habe die Aufführung der Einwohner von Commenda so mißfallen, daß er sogleich allen Verkehr mit ihnen abbrechen, und seine Forts habe räumen lassen *). Da indessen die Einwohner von Cap Coast unter Englischem Schutze ständen, so erwarte er, daß der König von Asbantee ihm die Freundschaft erzeigen werde, seine Foderung an diese aufzugeben, da Commenda schon genug dadurch bestraft sei, daß das Fort geräumt worden sei.

Auf diese Gründe wollte der König indeß nicht eingehen, sondern wandte sich mit leidenschaftlicher Hitze an Hrn. Dupuis, und sprach: „Wie kannst du mir zumuthen, meine Ansprüche an Cap Coast ganz aufzugeben, da mir doch der Commandant hat sagen lassen, die Stadt solle mir eine mäßige Geldstrafe bezahlen, die er für mich erheben wolle?" Ein kürzlich von Cap Coast angekommener Bote bestätigte, daß ihm der Generalgouverneur (Hr. Smith) diesen Auftrag an den König übergeben habe, und berief sich auf den Linguisten Arbroah, welcher aussagte, er habe den nämlichen Auftrag in der öffentlichen Halle zu Cap Coast dem Boten verdoll-

*) Dieß war wegen der Ermordung des Englischen Consuls, Hrn. Meredith, geschehen. Siehe oben. A. d. U.

metscht*). Da also, unsrer Meinung nach, Hr. Smith uns in dieser Sache vorgegriffen hatte, so beschlossen wir, ihm auch nun allein die ganze Auseinandersetzung derselben mit dem Asshanteeschen Gesandten zu Cap Coast zu überlassen. Auch der König wollte sich jetzt in dieser Sache lediglich an Hrn. Smith halten, und wich jeder fernern Erklärung darüber aus.

In Bezug auf die Bemerkung des Hrn. Dupuis, daß Er, der König, die Einwohner der Städte unter den Forts der Brittischen Regierung überlassen habe, ließ er den Originalcontract holen, und ließ mich ihn ablesen, und ihm den Inhalt erläutern. Als dieß geschehen war, äußerte er, daß derselbe ihm noch nie deutlich auseinandergesetzt worden sei, indem er nie eingewilligt habe, seiner Macht über diese Gemeinden zu entsagen; diese seien ihm alle unterthänig von Appollonia bis Dänisch Accra.

Der König gab ferner zu, er habe die Forderung von 1600 Unzen Goldes an den Commandanten erlassen, allein er wünschte zu wissen, ob sich im Tractat von 1817 nicht eine Clausel befinde, „vermöge welcher derselbe verbunden wäre, eine Geldstrafe zu bezahlen, im Falle er diesen verletze." Da dieses verneint ward, so behauptete er, Hr. Bowdich habe auf diesen

*) Wir müssen hier anführen, daß der Commandant von Cap Coast diesen Umstand gradezu leugnete. Es wurde deßhalb in der öffentlichen Halle zu Cap Coast eine Sitzung gehalten, in welcher sich derselbe in jedem Betracht vor dem Verdacht eines ähnlichen Verfahrens reinigte. A. d. V.

Fall eine gewisse Summe festgesetzt*). Er berief sich auf das Zeugniß mehrerer gegenwärtigen Personen, welche ihm alle einstimmig beifielen **).

Hr. Dupuis machte dagegen bemerklich, daß, wenn sich die Sache auch so verhielte, doch ein solcher Anhang ungültig seyn würde, da der Commandant von Cap Coast keine Geldstrafe für den König von England erlegen könne.

Nach vielen Hin- und Herreden gab der König in den verbindlichsten Ausdrücken sein Verlangen zu erkennen, den Englischen Handel fort und fort zu begünstigen, und das gute Vernehmen beider Nationen beständig zu unterhalten, und nun blieb nichts übrig, als daß er auch den neuen Tractat unterzeichnete, welches auch nach Vorlegung desselben geschah.

Tractat geschlossen zwischen dem König von Ashantee, eines Theils, und dem Consul Dupuis im Namen der königlich Englischen Regierung, andern Theils im Jahr 1820***).

1. Der König von Ashantee nimmt den Hrn. Dupuis als Englischen Consul im vollen Umfang einer solchen Bestallung an, und wird nach dessen Abgang auch dessen Nachfolger annehmen.

---

*) Vergl. a. O. S. 59.

**) Wie zweideutig ein solches Zeugniß sei, braucht kaum angedeutet zu werden. A. d. V.

***) Mit Weglassung einiger Details. A. d. U.

2. Der König von Ashantee, welcher der Brittischen Krone den heiligsten Eid der Ergebenheit und Treue geschworen, wird sich stets befleißigen, selbst mit gewaffneter Hand das Englische Interesse in seinen Staaten zu begünstigen.

3. Der von dem König von Ashantee neulich an den Commandanten von Cap Coast gemachten Forderung von 1600 Unzen Goldes, wird hiedurch entsagt, und erklärt, daß weder im Allgemeinen, noch im Besondern eine Uneinigkeit zwischen Ashantee und Brittischen Unterthanen obwalte.

4. Der König von Ashantee verbürgt sich, daß nie eine Zwistigkeit den Handel mit den Engländern unterbrechen solle.

5. Der König von Ashantee erklärt das Land der Fantees für einen Theil seines Reichs. Nur in so fern hat der Consul im Namen der Englischen Regierung eine Art von Gewalt auszuüben, wenn die unter den Forts wohnenden, und sich der Wohlthat der Brittischen Gesetze erfreuenden Eingebornen sich irgend eines Eingriffs in dieselben schuldig machen.

6. Sobald die jetzigen Ansprüche an Cap Coast ganz ausgeglichen sind, macht sich der König verbindlich, alle künftige Beschwerden dem Consul anzuzeigen, und aus keinem Grunde die unter den Englischen Forts wohnenden Eingebornen mit Krieg zu überziehen, ehe es dem Consul frei gestanden hat, die Zwistigkeiten beizulegen.

7. Der Consul macht sich im Namen der Englischen Regierung verbindlich, den Unterthanen des Königs von Ashantee allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen, wenn sie mit den Brittischen Niederlassungen verkehren.

8. Der Consul übernimmt die Verbindlichkeit, die Hälfte des Weges von Cap Coast bis Coomassie in guter Besserung zu erhalten, so wie der König von Ashantee dasselbe in Hinsicht auf die andre Hälfte leisten wird.

9. Der Consul kann sich abwechselnd in Cap Coast und in der Hauptstadt aufhalten.

10. Die Bezahlung der Noten soll künftig durch den Consul geschehen (in Betreff der angeführten Uebertheuerung bei den Preisen der Waaren).

11. Der König erklärt hiermit, daß auch seine ersten Feldherren und Räthe den Eid der Ergebenheit und Treue, wie Er selbst, abgelegt haben.

12. Alle frühere Verträge zwischen dem König von Ashantee und Cap Coast Castle sind durch gegenwärtigen null und nichtig gemacht.

Gegeben im königlichen Palast zu Coomassie, den 23. März 1820.

O' Saii Tootoo Quamina (†)

Joseph Dupuis.

In einem Anhang zu diesem Tractat bedung sich der König für die Buntakoos und Gamaner, welche er besiegt hatte, und als seine Unterthanen betrachtete, dieselben Handelsprivilegien, wie für die Ashantees aus; wogegen er seinerseits sich anheischig machte, die jenen Handel störenden Umstände zu beseitigen, zu welchem Zwecke schon eine Straße in das Land Gaman angelegt worden ist. Der König erklärt nochmals, daß alle Eingebornen in den Städten unter den Forts eine Unterthanen seien; daß er den Samen der Zwietracht end-

lich ganz ausrotten wolle, und nur noch über die anzuwenden-den Mittel zweifelhaft sei. Er macht sich aber verbindlich, Cap Coast weder zerstören, noch in der Stadt schießen und plündern zu lassen, wie auch der noch auszugleichende Streit ausfallen möge. Indessen solle dieser Streit auch jetzt nicht einen Grund abgeben, weßwegen der Handel mit den Niederlassungen einen Augenblick länger unterbrochen bleibe.

Der König sichert Missionärs und andern Engländern, die sich in irgend einem Theile seines Reiches zur Ausbreitung des christlichen Glaubens ansiedeln werden, Schutz für ihre Person und ihr Eigenthum zu, und ladet solche gutgesinnte Männer vom Grunde seines Herzens zu solchem Unternehmen ein.

(Von beiden Theilen unterschrieben).

Da Hrn. Huttons Dienste nun in Coomassie nicht mehr nöthig waren, so empfahl er sich dem Könige, und eilte allein nach Cap Coast, wohin ihn, wie gesagt, Geschäfte riefen. Hinter Ansa mußte er unter freiem Himmel ein fürchterliches Ungewitter aushalten, und ein Theil seiner Leute kam von ihm ab. Einige Meilen von Paintrey verließen ihn mitten in der Nacht seine Leute, und nur ein kleiner Negerknabe, der ihm leuchtete, war bei ihm geblieben. Sie geriethen in einen Ameisenhaufen, der Knabe ließ die Fackel fallen, sie verlosch, und der Verfasser mußte eine grauenvolle Nacht im Walde zubringen, wo er die reißenden Thiere durch Singen abzuhalten suchte. Am andern Morgen erreichte er Paintrey, miethete neue Hangmattenträger, kam glücklich zu Cap Coast an, und zeigte dem Commandanten seine Ankunft an.

Hr. Dupuis kam daselbst mit seinen Begleitern einige Tage nach mir*) an. Doch die Spannung, welche zwischen ihm und der Behörde obwaltete, war durch die Meinung, daß sich der Commandant unbefugt in seine Angelegenheiten gemischt habe, noch verstärkt worden. Er begab sich daher nicht in das Fort, sondern in meine Wohnung, und gab als Grund an, es sei ihm nicht einmal ein Corporal entgegengeschickt werden, um ihn einzuholen. Hierauf ermächtigte er mich, an seiner Stelle dem Concilium den Tractat und andere Documente vorzulegen, doch ich wurde nicht angenommen. Er wollte es nun in eigner Person thun; auch er wurde zurückgewiesen.

Hr. Dupuis hatte von Coomassie aus einen Dera**) und drei andre vertraute Sclaven des Königs mitgebracht, die Se. Majestät nebst Geschenken***) als Gesandte an den König von England abgeschickt hatte, um diesen mit seinen Ansichten und Gesinnungen bekannt zu machen. — Grade jetzt ankerte

---

*) Wir führen den Verfasser hier wieder redend ein.

**) Deras, oder Lieblingssclaven des Königs, sind oft Verwandte, oder Männer von Range, die ihr Leben von dem ihres Gebieters abhängig machen. Stirbt dieser, so werden sie alle auf seinem Grabmal geopfert. Sie sind an einem großen goldnen Bogen, den sie auf der Brust tragen, kenntlich.

A. d. V.

***) Diese bestanden in einer sehr künstlich gearbeiteten Tabackspfeife (an Werth 30 Pf. St.), einem Kleid, einer seidnen Schärpe, einem in Ashantee verfertigten Teppich und zwei Leoparden.

die Fregatte, der Tartar, unter dem Commodor Sir George Collier vor Cap Coast. Hr. Dupuis erbat sich von diesem für seine Person und die Ashanteeschen Gesandten die Ueberfahrt nach England.

Der Commodor entschuldigte sich, daß er die Gesandten und die wilden Thiere nicht würde einnehmen können, da er schon in wenig Stunden genöthigt seyn würde, von der Küste abzusegeln, weil auf seinem Schiffe ein Fieber grassire. Indeß würde er Hrn. Dupuis nebst den übrigen Geschenken sehr gerne an Bord nehmen. Indeß sei die Zeit zu beschränkt, um die nöthigen Anstalten zum Empfange und zur Wohnung der Gesandten zu treffen, da er nicht einmal wisse, welchen Rang diese Leute in Ashantee bekleideten. Hr. Dupuis schiffte sich also allein ein, nachdem er mich in meiner Würde als sein Nachfolger bestätigt hatte.

Es ist hier nicht der Ort darzuthun, warum Sir George gradezu pflichtwidrig handelte, als er den Transport der Gesandten, und der dem Könige von England geschenkten wilden Thiere abschlug. Letztre habe ich später auf königliche Rechnung mit schweren Kosten nach England befördert. Erstre kehrten, nachdem sie lange auf eine Gelegenheit zur Ueberfahrt gewartet, zu ihrem Gebieter zurück, und haben diesem ohne Zweifel erzählt, daß man ihnen die Reise nach England unmöglich gemacht habe! Bedenkt man, wie werth der König seine Gesandten hält, und wie diese Thatsache eigentlich eine offenbare Beleidigung gegen denselben ist; so kann man nicht zweifeln, daß er sehr aufgebracht darüber seyn werde; daß, bei seinem heftigen, wankelmüthigen Character, vielleicht der gute

Eindruck, den die letzte Gesandtschaft bei ihm zurückgelassen, gänzlich verloren gehen werde.

Auf der Africanischen Küste herrschen übrigens jetzt keine ansteckende Fieber. Die Vorbereitungen zum Empfang der Gesandten und Thiere konnten in wen'g Stunden getroffen, und dieß also, auch im schlimmsten Falle, von keinen üblen Folgen begleitet seyn; der Leser wird sich daher das Betragen des Commodor unter den obwaltenden Umständen leicht und richtig auslegen können.

Einige Nachträge zur Landesgeschichte von Ashantee, nebst Bemerkungen über den Lauf des Niger und andrer Flüsse.

Ueber den Krieg mit den Buntakoos, dessen Veranlassung Hr. Bowdich *) angiebt, können wir Folgendes mittheilen. — Im Jahr 1818 versammelte der König eine Armee von wenigstens 30,000 Mann, und zog gegen jenes Volk in eigner Person zu Felde. Nach seiner Versicherung hatte sein Vorfahr dasselbe dreimal besiegt, indeß kannte er die ganze Stärke seines Feindes. Adinkira, der König von Buntakoo, hoffte, daß die Alliirten der Ashantees zu ihm übergehen würden, und rückte mit seinem Heere in deren Gebiet ein. Doch der König von Ashantee ging dem Feind zu Leibe, und lieferte ihm eine mörderische Schlacht, deren Ausgang lange zweifelhaft war, und sich einmal fast zu Gunsten Adinkiras entschieden hätte. Zuletzt, nachdem auf beiden Seiten viele

*) S. a. O. S. 11 ff.

Tausende gefallen, und mehrere Anführer getödtet oder verwundet waren, entschied sich der Sieg für die Ashantees. Unter den Verwundeten befand sich Adoo Quamina, dem eine Kugel ins linke Auge und durch die Schläfe gegangen war. Die Wunde war indessen wider alles Erwarten gut geheilt. — Obgleich sich die Ashantees für die Sieger erklärten, so konnten sie sich doch, so viel ich immer davon in Erfahrung bringen konnte, nicht viel auf ihren Sieg zu Gute thun. Aus den zweideutigen Antworten, die wir erhielten, so oft wir uns nach dem Ausgang dieser Schlacht erkundigten, ging stets hervor, daß derselbe ihren Wünschen nicht ganz entsprochen hatte. Auch hörten wir von keinen außerordentlichen Siegeszeichen, keinem eroberten Thronsessel, keinem Schädel irgend eines großen Mannes, deren sie gewiß gegen uns erwähnt hätten, wenn sie dazu befugt gewesen wären. Der König wich immer einem Gespräche über diesen Gegenstand aus, und begnügte sich damit, sich summarisch auszudrücken: „Er habe ihn (Adinkira) vernichtet." Der König wollte einst eine Stadt, welche Coomassie mit vielem Salze versorgt, mit Krieg überziehen. Ein Häuptling, welcher gegen die Expedition gestimmt war, wünschte ihn von seinem Vorsatze zurückzubringen, und bediente sich zu diesem Ende folgender List. Er lud den König zur Tafel, ließ zwei Schafe, ein fettes und ein magres, schlachten, und von jedem eine besondre Suppe zurichten, aber nur die letztre mit Salz würzen. Dem König wurde von der fetten Suppe vorgelegt, allein er fand sie so unschmackhaft, daß er seinen Teller wegnehmen ließ. Als er aber die andre kostete, fand er diese weit wohlschmeckender, obgleich die vorige ein besseres Ansehen hatte. Jetzt nahm der Häuptling die Gelegenheit wahr, und bemerkte,

daß eben die Stadt, welche Se. Majestät zerstören wollten, die Aschantees mit Salz versorge. Dieß verfehlte die gewünschte Wirkung nicht, und die Stadt blieb verschont.

Der Einfluß der Mauren hat sich seit dem Jahre 1817 bedeutend vermindert. Wie schon Bowdich berichtet, glauben die Aschantees, wenige Zeilen von Babas Hand machten den Besitzer stich=, hieb= und kugelfest, und bezahlen daher dergleichen Zettel unmäßig theuer. Auch war dieses jetzt noch immer der Fall; denn Baba war Hrn. Dupuis für einige Buch Schreibpapier, welche dieser ihm schenkte, sehr verbunden, da jenes in Coomassie selten ist. Doch trug folgender Vorfall sehr dazu bei, Babas und mit ihm aller Mauren Ansehen zu schwächen. In der letzten Schlacht gegen die Buntakoos fand es Baba für rathsam, sich aus dem heftigen Kugelregen wegzustehlen, und erst zu Ende der Schlacht wieder zum Vorschein zu kommen. Der König stellte ihn hierüber zur Rede, und sprach: „Wie kannst du verlangen, daß ich Vertrauen auf deine Fetisch habe, da du dich selbst vor den Kugeln fürchtest?" — Seit der Zeit war der König lange mit ihm gespannt. Auch konnte ich während meines ganzen Aufenthalts zu Coomassie nichts von dem mächtigen Einfluß bemerken, wie ich mir diesen nach Durchlesung von Bowdichs Werke einbildete. Auch waren sie nie bei Berathschlagungen zugegen, sondern nur, wenn sie mit der ganzen Volksmasse bei öffentlichen Gelegenheiten dem König ihre Aufmerksamkeit bewiesen.

Werden die Aschantees mit der Zeit durch den nähern Umgang mit Europäern aufgeklärter, so wird der Glaube an die mystischen Betrügereien der Mauren nach und nach ganz

unter ihnen erlöschen. Zwei subalterne Maurische Geistliche begleiteten den Prinzen Adoom nach Cap Coast, und wohnten daselbst einige Zeit in meinem Hause. Aus ihren Mittheilungen kann man ersehen, wie ihnen das Lügen zur andern Natur geworden ist. Als ich mich nach dem Wege nach Coomassie erkundigte, waren sie gleich mit der Unwahrheit fertig: „Es führe eine schöne, breite, wohlerhaltene Straße dahin.“ Von den Häusern zu Coomassie meinten sie: diese überträfen das meinige zu Cap Coast bei weitem. Als ich sie fragte, ob ich zu Coomassie ein Reitpferd haben könne, erwiderten sie: ihr Anführer (Baba) würde mir eines zum Geschenk machen; da doch aus dem Vorhergehenden erhellt, daß derselbe nicht einmal eines zu vermiethen hatte. — Den Grund davon, daß diese Leute beständig das Gegentheil von der Wahrheit sagten, finde ich bloß darin, daß ihnen dieses habituell geworden ist. —

Ueber den Lauf und die Mündung des Niger sind schon verschiedne Muthmaßungen aufgestellt worden, daß nichts übrig bleibt, als sich durch die Autopsie zu überzeugen, wie sich die Sache eigentlich verhält. Einige halten ihn für einen Steppenfluß, Andre mit dem Nil für identisch, und wir sind eigentlich noch immer über vieles diesen Fluß Betreffende in Ungewißheit. Doch steht zu erwarten, daß das hierüber verbreitete Dunkel bald durch das Licht der Wahrheit wird vertrieben werden.

Die Bestimmungen, welche M'Queen anführt, scheinen von allen bisher bekannten die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Sie stimmen mit den von mir schon vor der Herausgabe seines Werkes in einem Briefe an Hrn. H. Macken-

zie zu Edinburg fast genau überein. Doch haben die klaren Data, welche jener Schriftsteller angiebt, nicht wenig dazu beigetragen, meine Meinung noch mehr zu begründen, nämlich: „Daß der Niger sich in die Buchten von Benin und Biafra ergießt. Für diese Meinung führt M'Queen zwei Hauptautoritäten, eine alte und eine neue, an; erstre aus dem Gregor von Abissinien. Dieser giebt den Lauf des Niger westlich vom Nil an, und fährt dann fort: „descendit enim versus regionem Elwah, et sic illabitur in mare magnum (sc. Oceanum occidentalem). Letztre aus Robertson. „Die Einwohner der Küstenländer Benin und Biafra behaupten, alle Flüsse, welche in dem dortigen Delta ihre Mündung haben, seien Arme eines großen Flusses, der von Norden herabkomme."

Dem widersprechen zwar alle Mauren, welche ich während meines Aufenthalts in Africa zu Coomassie und anderswo über diesen Gegenstand gefragt habe. Sie behaupten hartnäkkig, der Nil hänge mit dem Niger zusammen. Dagegen beharren auch die Einwohner in Benin und Biafra bei der Meinung, alle ihre Flüsse (z. B. Volta, Lagos, Formosa) seien Arme des Niger, den sie Insukussey (großes Wasser) nennen.

Dem sei, wie ihm wolle, so wäre die Sache, da sie noch dazu ohne große Kosten geschehen könnte, wohl der Untersuchung werth. Man muß sich wundern, daß diese Flüsse, welche man von unsern Niederlassungen auf der Goldküste in wenig Tagen erreichen kann, von der Africanischen Comitté nie der Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind*). Und doch hat

*) Erst in den letzten vier Jahren, wurden unter der Admini-

es nie an dem gespanntesten Interesse gemangelt, etwas Näheres über den Niger zu erfahren. Lag dieses nun an den beschränkten Mitteln der Gesellschaft, oder an dem Mangel an Energie und Eifer für das allgemeine Interesse bei den Oberdirectoren in Africa? Ich will nicht in die Untersuchung dieser Frage eingehen; allein unläugbar ist, daß von Cap Coast aus, wo es nie an Männern von unternehmendem Geiste gefehlt hat, ohne große Kosten kleine Entdeckungsreisen hätten ausgeführt werden können. Jetzt, da die königliche Regierung die Sorge für die Niederlassungen unmittelbar übernommen hat, steht zu hoffen, der Gouverneur zu Cap Coast werde Vollmacht erhalten, dergleichen Entdeckungsexpeditionen nach den Flüssen Volta, Lagos, Calabar, Formosa und del Rey zu schicken. Sollte auch die Mündung des Niger durch diese nicht mit Gewißheit ausgemittelt werden, so würden dadurch doch unfehlbar sehr schätzbare und interessante Nachrichten über die an den Ufern jener Flüsse liegenden Länder eingezogen. Der Rio del Rey ist an seiner Mündung acht Meilen breit, und nach M'Queen voller Wasserfälle und Strömungen. Dieser Umstand würde freilich bei dessen Erforschung sehr ungünstig seyn. Auch zieht M'Queen daraus den Schluß, es sei kein

---

stration der Herren Dawson und Smith, einige Entdeckungsreisen unternommen. Eine derselben führte Hr. Nicholas an.

Arm des Niger, sondern giebt dessen Quelle südlich vom Berge Thala des Ptolomeus an. Doch Nicholas, dessen früher Tod sehr zu bedauern ist, sagt nichts davon, und giebt uns überhaupt nur sehr unvollständige Nachrichten. Robertson*), der mit drei Schiffen eine Niederlassung auf Fernando Po gründen wollte, dessen Unternehmen aber scheiterte, scheint die wichtigsten Mittheilungen über die Flüsse, die sich in jene Bucht ergießen, zu liefern, ausgenommen über den Formosa. Von diesem schrieb schon im Jahr 1702 der Holländische Capitän Nyandale, man könne ihn 60 Holländische (210 Engl.) Meilen landeinwärts mit Schiffen befahren, und er habe mehrere hundert Arme, die zum Theil Ströme genannt werden könnten. Kein Neger habe ihm über die Länge und Quelle dieses Flusses Auskunft geben können.

Zugestanden indeß, daß der Formosa uns nicht zum Niger hingeleiten würde, so bleibt doch, wie M'Queen sagt, die Bai von Benin der schicklichste Platz, von dem eine solche Expedition ausgehen könnte, um über die Mündung des Niger Gewißheit zu erhalten. Nicht so unbedingt möchte ich dem beistimmen, was derselbe weiter anführt: „Ein großer Theil der Reise kann nach sichrer Kunde zu Wasser gemacht werden, und

---

*) Herausgeber der Notes on Africa.

man wird nicht viel weiter als 300 Meilen zu reisen brauchen, um die Sache außer Zweifel zu setzen. Die Völkerschaften, mit denen man unterweges in Berührung kommen würde, sind gegen die Europäer mehr oder weniger friedfertig und gastfrei. Zu Alt-Calabar versteht man verschiedne Europäische Sprachen, und die Englische wird da gesprochen, gelehrt, gelesen und geschrieben, und man führt dort regelmäßige Rechnungsbücher in unsrer Sprache; deßhalb könnte man sich leicht mit guten Führern versehen. Von jeder andern Seite, von Westen, Norden und Osten, geht der Weg in das Innere Africas durch furchtbare, wüste Steppen, durch das Gebiet grausamer, roher Völkerschaften, welche durch ihre Religion die Erbfeinde aller Christen sind. Auch beträgt die Entfernung des angedeuteten Ortes von allen diesen Himmelsgegenden aus bestimmt 2500 Meilen. Deßhalb kann kein Zweifel Statt finden, welchen Weg man einschlagen müsse."

Obgleich ich in der Hauptsache mit M'Queen übereinstimme, so scheint er doch nicht alle Umstände in Erwägung gezogen zu haben. Denn er scheint gänzlich übersehen zu haben, daß man dieses Unternehmen auch von Cap Coast aus durch Ashantee ausführen könnte, von wo aus man nicht über 700 Meilen bis zum Niger hat, von denen ich selbst fast 200 schon zurückgelegt hatte.*) Von den übrigen 500 Meilen kann

*) Nämlich bis Coomassie.

ein großer Theil in vollkommener Sicherheit unter dem Schutze des Königs gemacht werden. Der Weg führt, wie wir erfahren, durch wasser- und nahrungsreiche, von gastfreien Leuten bewohnte Gegenden. Da sich nun der König im Tractat Art. 2 verbindlich gemacht, selbst Truppen marschiren zu lassen, wenn dem Könige von England daran liegen sollte, so könnte er wahrscheinlich durch bedeutende Geschenke vermocht werden, uns in diesem Stücke hülfreiche Hand zu leisten. Die ganze Hinreise könnte mit 50 bis 70 Tagen abgethan seyn.

Um auf den Niger selbst zurückzukommen, so wollen wir einmal annehmen, er ergieße nicht seine ganze Wassermasse in die Bucht von Benin, so wird es sich doch endlich, meiner Meinung nach, entscheiden, daß dieß mit einem Arm desselben, östlich vom Leasa, wirklich der Fall ist. Die Mauren, wie gesagt, behaupten steif und fest, der Niger hänge mit dem Nil zusammen, und die darüber bis jetzt eingezognen Nachrichten sind von der Art, daß es vorlaut seyn würde, dieses gradezu für eine Unwahrheit auszugeben. Diese beiden Flüsse können ja mit einander in Verbindung stehen, ohne identisch zu seyn; und es liegt nichts Widersprechendes darin, daß dennoch der Niger einen großen Theil seines Wassers östlich vom Leasa abströmen läßt. — Eben so gut wie der Amazonenfluß und der Orinoco nach zwei ganz verschiednen Richtungen strömen,

und doch durch den Caciquaire verbunden sind, könnte der Nil mit dem Niger durch den Gir zusammenhängen.

Wie man in Coomassie uns berichtet, findet eine Communication zu Wasser von Porto Nova und dem Flusse Lagos bis fast nach Aegypten Statt. Ein gewisser Jarvis im Dienste der Compagnie, der sich lange zu Lagos aufhielt, bestätigte dieses durch die Aussage von Negern, die vom Niger nach Lagos kamen, und eine fast ununterbrochene Wassercommunication angetroffen haben wollten. Bowdich ist derselben Meinung, und Robertson redet von Kähnen, die in drei Tagen von Timbuctoo nach Lagos gekommen seien; doch das ist ein Druckfehler, wenn man es nicht eine offenbare Absurdität nennen will; drei Wochen wäre glaubhafter. Der Quolla, von welchem die Mauren reden, und den auch Bowdich andeutet, soll der Lagos, und nicht der Niger seyn*). Der Maurische Name des Letztern ist: Bahr Neel oder Seer-Neel, wie sie alle große Flüsse nennen. Das Meer nennen sie Bahr Mall. Auch der Aegyptische Nil hat bei Mauren und Negern verschiedne Namen. Der Quolla soll nur eine Tagereise von Coomassie entfernt seyn, und der Niger vom Quolla dreißig. Nach Bowdich sind von Kong (einer

*) Diese Angabe will ich sehr problematisch verstanden wissen.

A. d. V.

Stadt, nach welcher man sicher gelangen kann) noch 45 Tagereisen bis zum Niger *). Mehrere Nachrichten konnte Hr. Hutton wegen seiner Berufsarbeiten nicht über den Niger einziehen.

---

*) Vergl. a. O. S. 97 ff.





